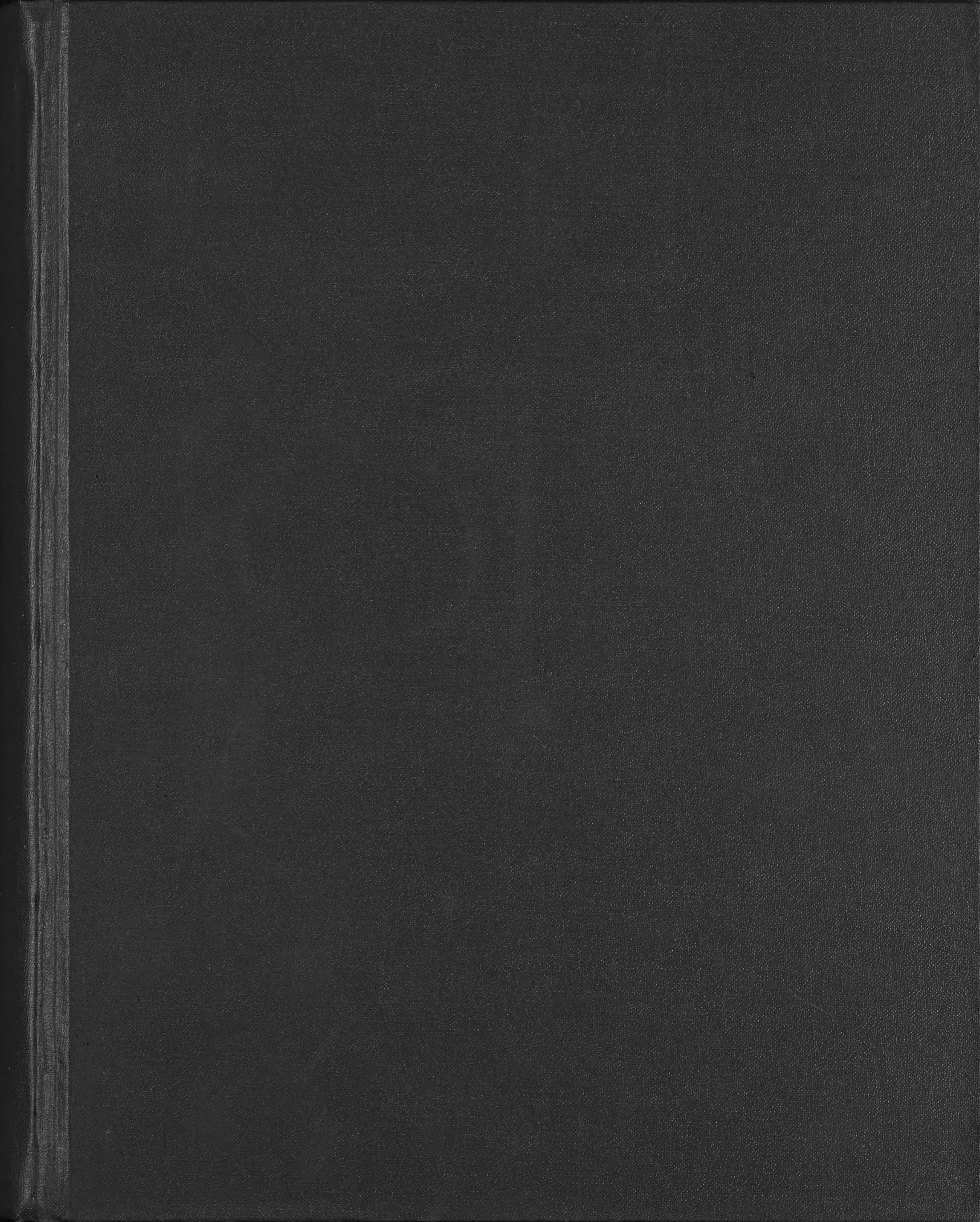


MARIENBOTE



October 1943

INHALT

SOME WISE MINDS

Mind your eyes; don't let them
see
Things you know ought not to
be.

Mind your tongue; don't let it
say
Unkind, cruel words today.

Mind your ears; don't let them
hear
Gossip. Of it stand in fear.

Mind your hands; don't let them
do
What may bring grief to you.

Mind your feet; don't let them
go
Where your conscience tells you,
No!

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 1 | October 1943 | 12. Jahrgang

Dies und Das

Unsere Zukunft. Es ist sinnlos, auf eine bessere Zukunft zu warten, wenn man selbst nicht mit Hand anlegt, diese Zukunft aufzubauen. Es ist falsch zu meinen, unsere nächste Zukunft hänge davon ab, wer den Krieg gewinne und welches politische und wirtschaftliche System unser Land regieren werde. Der reichste Sieg und das klügste und beste politische Programm werden der Menschheit kein Pfündlein ihres Jammers abnehmen, wenn sie geleitet sind von Händen, die sich nie zur Gottesanbetung falten.

Eine katholische Wochenschrift Amerikas gibt uns folgendes Bild aus der Gegenwart der Vereinigten Staaten:

Dreissig Millionen amerikanischer Kinder werden zwölf Jahre lang ganz und gar ohne Bildung in jenen Sachen erzogen, die Christus "das ewige Leben" nennt. Nicht einmal das A-B-C der Religion oder moraler Grundsätze wird ihnen gegeben. Und die logische Folge dieser Erziehung ist:

(a) Siebzig Millionen Amerikaner, die genau so heidnisch sind wie die Menschen im dunklen Afrika, genau so ungetauft, genau so wenig den Schöpfer, Christus, Gottes Kirche, Gottes Heilspläne Gottes Gebote und Sakramente kennend wie die Neger. Dieser Mangel an Kenntnis der Gebote und Verbote Gottes hat wiederum die zehn Millionen Heiraten jener "Geschiedenen" zur Folge, die Christus und seine Apostel mit dem Namen "Ehebrecher" brandmarken würden.

(b) Die mit Jugendverbrechern überfüllten Landesgefängnisse. Der grösste Teil dieser jugendlichen Sträflinge hat vor kaum einem Jahre die Schulbank verlassen.

(c) Die vielen mit langen Ueberstunden arbeitenden Druckereien, die 50 Prozent der Familien Amerikas mit sittenzerstörenden Schriften versorgen, und die 200,000 Geschäfte und Geschäftlein, in denen dem Volke Magazine angeboten werden, deren Ziel es ist, auch noch den letzten Rest des sittlichen Gefühls seiner Leser zu töten.

Dass wir hier in Canada nicht heiliger sind als unsere Landesnachbarn, darüber braucht erst garnicht gesprochen zu werden. Wir fühlen es ja an uns selbst, dass auch wir, die wir uns noch katholisch nennen, immer mehr am echt katholischen Denken und Urteilen verlieren. Wir denken und urteilen ganz bestimmt nicht mehr so, wie Christus und wie die ersten Christen gedacht und geurteilt hätten, wenn sie, wie wir, Bürger unseres Zeitalters mit all seiner verkrüppelten Moral und mit all seinem Jammer wären. Sie wären ganz bestimmt nicht mitgelaufen mit der Welt. Hätten in ihrer Politik und in ihrem Kampf um wirtschaftliche Gerechtigkeit unter keiner Bedingung die Worte jener nachgeschwätzt, die der Welt beibringen wollen, alles Glück hänge von der Menge des Geldes ab, das man sein eigen nennt.

Wir haben das leider Gottes getan. Wir sind nicht viel anders wie die weniger oder überhaupt nicht glaubenden Kinder dieser Welt, und vertrauen mit ihnen weit mehr der Vorsehung des Geldes als der Vorsehung Gottes. Und wie sie, so kämpfen auch wir heute mit aller Leidenschaft um materielle Dinge, während der Kampf um geistige Güter uns vollständig kalt lässt.

Wie sehr wir uns dabei selbst betrügen, können wir einfach nicht einsehen. Wollten sich doch einmal unsere Augen öffnen, auf dass wir sehend werden! Wir sehen zwar Unwetter, Hagel, Krankheit, Feuer und Unglück um uns herum; wir sehen, dass wir an diesen Plagen sehr schwer zu schleppen haben, so schwer, dass wir wirklich keine neuen Plagen und Sorgen mehr auf uns nehmen können. Wir sehen auch, dass es uns viel leichter wäre, mit diesen Sorgen fertig zu werden, wenn wir mehr Gerechtigkeit und Liebe in der Welt hätten. Und weiter sehen wir, dass die schrecklichsten Ungerechtigkeiten und die grausigsten Brutalitäten immer von jenen ausgehen, denen das Christentum, denen christliche Gerechtigkeit, christliche Selbstlosigkeit und christliche Liebe nichts mehr gelten. Wir sehen das alles, und schauen zu gleicher Zeit doch mit aller Sorglosigkeit auf den Verfall jener Tugenden, von denen unsere ganze Zukunft weit mehr abhängt als von den Programmen, die wir uns heute erbauen.

Was nützt uns das schönste Programm, wenn es von den Händen einer Generation geleitet wird, denen das Beten und denen die Anerkennung jener Ordnung, die Christus aufgestellt, nichts mehr gilt? Die Lehre des Christentums wurde uns von Gott gegeben, damit sie uns beschütze vor unnotwendigen Folterknechten des Lebens. Beschütze vor dem Fluch der Selbstsucht. Jener Selbstsucht, die heute wie ein wildgewordener Satan über unsere Erde rast, einen Krieg, ein Töten und Zerstören vor sich hertreibend, unter deren erbarmungslosen Last unser Zeitalter zusammenzubrechen droht. Und wir werden ganz gewiss zusammenbrechen, trotz aller schönen neuen Programme und Ordnungen, wenn wir die seelische Neuordnung der Menschheit übergehen. Wenn wir nicht selbst Gerechtigkeit und Liebe bauen, tief in unseren Herzen und Gewissen. Wenn wir nicht mit aller Leidenschaft einstehen für ein Zurückreissen unserer Jugend auf die Wege Gottes, indem wir der Religionsschule, der unmoralen Literatur und dem unchristlichen Beispiel der Erwachsenen dasselbe laute Interesse schenken, das wir haben, wenn es um Parteikämpfe geht. Wir werden zusammenbrechen, wenn wir unserer Jugend, den Weltführern von morgen, nicht zeigen, dass betend gefaltene Hände höchstproduzierende Hände sind, dass dort, wo man nicht mehr betet, von unseren eigenen Händen jener Jammer herbeigezogen wird, der jedem nicht mehr betenden Zeitalter folgen muss. Denn wo man es nicht mehr für notwendig findet, zum Gott der Gerechtigkeit und der Liebe zu beten, da findet man es auch nicht mehr für notwendig, sich an dieses Gottes Gebote der Gerechtigkeit und der Liebe zu halten. Und was darauf folgt, heisst Hölle.

* * *

Vergessen wir nicht Ein viertes Kriegsjahr ging dahin und ein fünftes haben wir begonnen. Sorgenvoll schauen wir in das Dunkel seiner vor uns liegenden Tage. Mehr als alle vorangegangenen Jahre beginnt dieses fünfte Kriegsjahr in unsere Familien hineinzugreifen und sich unsere Söhne zu holen. Nicht alle werden sie zurückkehren. Es wurde errechnet, dass der gegenwärtige Krieg jede 2.4 Sekunde einen Todesfall zu verzeichnen hat. Und es wird davon gesprochen, dass der richtige Kampf noch garnicht begonnen habe!

Unsere Söhne sind unter jenen, die jede Sekunde fallen. Aus unzähligen Soldatenbriefen, die in letzter Zeit in katholischen Zeitschriften veröffentlicht werden, ersehen wir, wie ernst dieser Gedanke vor den Augen unserer Soldaten steht. Ein Feldkaplan, der an der Front mitten unter unseren katholischen Buben in Uniform steht, schreibt: "Die Truppen schätzen die Gegenwart des Militärgeistlichen sehr hoch, besonders wenn sie kurz vor dem Befehl des Sturmes stehen. Die meisten sprechen still ihr Gebet. Jene, die nie zu beten gelernt haben, scheinen sich viel sicherer zu fühlen, wenn sie kurz vor dem Sturm den Militärgeistlichen in ihrer Nähe sehen. Aus ihren Blicken sieht man, dass in ihnen der stärkende Gedanke lebt: Es ist jemand bei uns, der für uns betet. Es wird alles gut enden."

Vergessen wir unsere Soldaten nicht. Wir hören, dass in gewissen Kirchen jede Woche eine heilige Messe für unsere Soldaten gefeiert wird. Tausende von Menschen machen eine Novene nach der anderen zur Schmerzhaften Gottesmutter, um unseren Söhnen in Uniform den Segen des Himmels zu erflehen.

Haben wir nicht auch jemanden draussen an der Schlachtfront? Und wenn wir gar niemanden dort haben sollten, meinen wir nicht, dass dort viele vor dem Tode stehen, an die niemand denkt? Die, wenn christliche Nächstenliebe nicht an sie und ihre Seelen denkt, ganz verlassen bleiben müssten? Es geht hier um tausende von Seelen und wir stehen hier vor den Fragen von Menschenglück und Ewigkeit. Es ist des Christen erste und vornehmste Sache, Sorge um Seelen zu tragen, wie Christus Sorge um Seelen trug. Beten wir für unsere Soldaten!

Eine schöne Gelegenheit, unsere Soldatensöhne unter den Schutz des Himmels zu stellen, ist uns im Marianischen Missionsverein geboten. Der Marianische Missionsverein ist der dritte Orden der Oblatenpatres. Die Mitglieder dieses Vereins verpflichten sich, jeden Tag drei "Ge-

grüsset seist Du, Maria" für die Oblatenmissionen und eine kleine Gabe von fünf Cent per Monat zur Unterstützung der Missionsarbeit zu opfern. Dafür werden für alle lebenden und verstorbenen Mitglieder des Vereins jede Woche zwei heilige Messen gelesen, und alle Ablässe, die die Oblatenpatres durch ihre Missionsarbeit gewinnen, kommen auch den Mitgliedern des Missionsvereins zu.

Wer seinen Soldatensohn in den Marianischen Missionsverein eingeschrieben haben möchte, wende sich an den Marienboten. Es ist wirklich Zeit, dass wir uns mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele neben unsere Soldaten stellen. Unsere Schutzherrin Maria, deren Rosenkranzmonat wir jetzt beginnen, wird sich aller annehmen, die sich ihr empfehlen oder die von anderen ihrem heiligen Schutze anempfohlen werden. Und wenn wir dann noch mit dem Gebete für unsere Soldaten das Gebet um christlichen Frieden verbinden, dann sollten wir nicht zu fürchten brauchen, dass uns die Himmel jemals so weit verlassen werden, wie wir sie verlassen haben.

Der Schriftleiter.



O HERR, GIB . . . .!

. . . . Herr, gib uns Kraft und Vertrauen. Und lasse die Aengste schwinden!
Lass uns mit Dir und der Welt den Brüdern uns innig verbinden!
Gott, gib, es möge sich unsere Seele zwischen der Maschine und des Werktags Mühen
Höher zu Dir aufschwingen und lauter Deiner Reinheit erblühen!
Gott, gib, dass wir den ganzen Arbeitstag in Deinem Namen vollbringen,
Dass wir zu Deiner Ehre die irdischen Dinge bezwingen!
O Gott, vergib uns unsere Schuld — Gott aller Welten, sei uns Deine Gnade beschieden!
O Du Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünde der Welt:

Gib uns den Frieden!

Heinrich Lersch.

Die Wahrheit zu nenen, ist Spiel;
Die Wahrheit erkennen, ist viel;
Die Wahrheit zu sagen, ist schwer,
Die Wahrheit ertragen, ist mehr.

Die höchste Lebensanschauung ist die, sein Schicksal nicht nur ohne Murren oder mit einer blossen passiven Geduld, sondern mit freudiger Zuversicht, dass es das richtige sei, entgegennehmen zu können. Hilty.

Willst lustig leben,
Geh mit zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen um einzustecken,
Da gleichst du Prinzen,
Plünderst und beglückst Provinzen.

Goethe.

Ermüde nicht in Ernst und Schmerz,
Die kalten Herzen zu ergreifen:
Eine Sonnenseite hat jedes Herz,
Daran der Milde Trauben reifen.

Seltsame Ungerechtigkeit des menschlichen Herzen! Gott hat uns unzählige lässliche Sünden verziehen, und wenn wir sie gebeichtet haben, hat er uns, selbst nachdem wir so oft in die alten Fehler zurückgefallen waren, immer Tröstungen mitgeteilt als Zeichen und Unterpfand unserer Versöhnung. Und dennoch können wir kein unangenehmes Wort vergessen, das uns gesagt wurde, keine unbedeutende Beleidigung, die man uns zufügt; wir bewahren beständig die Erinnerung daran und warten nur auf eine Gelegenheit, um unser Missvergnügen zu zeigen.



Eine Stiefmutter . .

Von M. Buol

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

Als der Kleinlerchner von Sankt Michael zu einer zweiten Ehe schritt, da geschah es nicht in plötzlichem Aufwallen der Leidenschaft, sondern mit dem ruhigen, festen Willen, für seine mutterlosen Kinder zu sorgen. Und so ging er zu einer Witwe im Nachbardorfe, deren Charakter und Vorleben ihm bekannt war, und fragte sie klipp und klar, ob sie nicht einen Vater für ihr Büblein brauche: er selber brauche eine Mutter für seine Töchterlein. Sie gab ihm nach kurzer Ueberlegung ihr Jawort, und so wurden sie Mann und Weib.

Martina, wie die neue Hausfrau am Kleinlerchenhofe hiess, hatte in ihrer ersten Ehe Schweres gelitten, hatte mit einem rohen häufig betrunkenen Manne freundlich Geduld getragen und mit eisernem Fleisse dafür gesorgt, dass das kleine Erbgut des Vaters ihrem Söhnchen erhalten bleibe. Sie erfreute sich allgemeiner Achtung, und viele sagten — und der Pfarrer sagte es auch — dass der Kleinlerchner eine bessere Wahl gar nicht hätte treffen können.

Annerl und Trinerl, die beiden Kleinlerchnermädchen, von denen die ältere zehn, die jüngere erst sieben Jahre zählte, waren es wohl zufrieden, eine neue Mutter zu bekommen, und Martinas Hansel schien den beiden ein willkommener Spielgenosse. So war alles im schönsten Frieden vor sich gegangen. Aber ein paar Wochen nachher brach der Krieg aus, und der Kleinlerchner wurde zum Landsturm einberufen.

So schwer ihm das Scheiden fiel, er glaubte doch die tröstliche Ueberzeugung mitnehmen zu dürfen, dass dank der Umsicht seiner Frau nicht nur für Haus und Hof, sondern auch für seine Kinder während seiner Abwesenheit wohl gesorgt sei. Aber am Tage, ehe er einrükken musste, erschien die Mutter seines ersten Weibes, die in einem Bergdörflein wohnte, und erklärte mit aller Bestimmtheit, sie wolle während der Abwesenheit des Vaters die beiden Mädchen zu sich nehmen. denn man könnte "die armen Hascherln" doch nicht der Stiefmutter überlassen. Der Kleinlerchner wollte sich widersetzen: sein zweites Weib sei gut zu den Kindern, die Kinder fingen an, sich an sie zu gewöhnen, und ihm selber wäre es lieb, wenn er auf Urlaub käme, Weib und Kinder unter einem Dache beisammen zu finden. Doch diese Einwürfe liess die Alte nicht gelten; sie weinte, schluchzte und keifte so lange, bis der Kleinlerchner, der wie die meisten Männer laute Auftritte nicht ertragen konnte, die Waffen streckte und ihr seine Töchterlein überliess. Wo der rechte Vater nachgab, durfte sich die Stiefmutter erst recht keinen Einspruch erlauben; so packte denn Martina die Siebensachen der Mädchen zusammen und entliess sie mit freundlichem Behüt euch Gott.

Die Grossmutter fasste nun an jeder Hand ein Enkeltöchterchen und eilte davon, so schnell ihre alten Beine sie trugen, als fürchtete sie, der Vater könne seine Nachgiebigkeit bereuen. Während des Gehens keuchte und sprudelte sie alles heraus, was sie gegen die Nachfolgerin ihrer Tochter — die sie früher kaum dem Namen nach gekannt hatte — auf dem Herzen hatte, und auch den Vater der Kinder schonte sie nicht. "Dass er nicht hat Witwer bleiben mögen; dass er euch das hat antun mögen! Und noch dazu hat er eine genommen, die selbst ein Kind hat! Die wird nicht rasten und ruhen, ehe nicht ihr Bub Kleinlerchner wird! Ja, ja, so wird's kommen, ich seh's voraus! Arme Kinder, solange ich lebe, ist noch für euch gesorgt, aber wenn ich einmal am Friedhof liege, wie soll's

dann gehen? Ach Gott, es wäre besser gewesen, wenn eure gute selige Mutter euch mit sich in den Himmel genommen hätte!"

So jammerte und schimpfte sie weiter den ganzen langen Weg, und als man am Ziele war, schwammen die beiden Mädchen in Tränen und fühlten sich todunglücklich.

Indessen Kinderweh schmilzt wie Schnee! Annerl und Tinerl gewöhnten sich bei der Grossmutter bald ein; sie wurden von ihr aufs zärtlichste behandelt und durften in allem den eigenen Willen tun. Sie lachten und spielten den ganzen Tag, waren selbstverständlich froh, der als so schlimm geschilderten Stiefmutter entronnen zu sein, und dachten jetzt kaum mehr an sie zurück. Auch an den Vater, der nun so bald vor den feindlichen Geschützen stehen sollte, dachten sie nicht viel. Hätte man sie ermahnt, für ihn recht herzlich zu beten, sie hätten es sicher ohne Widerspruch getan; so aber waren sie zu jung, um sich Schlacht und Tod vorzustellen, und die Grossmutter, die dem Kleinlerchner seine zweite Heirat nicht verzeihen konnte, sagte ihnen kein gutes Wort über ihn.

Die Zeit verging. Der Kleinlerchner hatte in Galizien einen schlimmen Beinschuss erhalten und lag in einem Lazarett in Wien. Frau Martina reiste gleich zu ihm und nahm auch ihren Hansel mit, da sie daheim niemand hatte, der ihr auf ihren Buben geachtet hätte. Der Kleinlerchner freute sich herzlich, sein Weib zu sehen, das er während der kurzen Zeit seiner Ehe schätzen und lieben gelernt hatte, aber es verdross ihn doch, dass sie den eigenen Buben mitgebracht hatte, nicht eines seiner Kinder. "Hättest du nicht das Annerl mitnehmen können?" fragte er fast vorwurfsvoll.

Frau Martina errötete. "Ich hab' mich nicht getraut," murmelte sie. Hatte sie doch von verschiedenen Seiten gehört, wie die Grossmutter die Mädchen gegen sie und den Vater hetze. Aber sie mochte das ihrem Manne nicht sagen.

Indessen begriff er, wenigstens zum Teile, was sie meinte. Er werde, sagte er, nun bald auf Retablierung nach Hause kommen, und da könne er die Mädchen gleich zu sich nehmen.

In der Tat durfte er bald nachher heimkehren und zwar endgültig, denn das verwundete Bein war kürzer geblieben, so dass er für kriegsuntauglich erklärt wurde. Wie freute er sich, nun wieder seinem Hauswesen vorstehen zu können und wie freute er sich besonders auf seine Kinder! Nicht eine Stunde länger, als es nötig war, wollte er sie missen. Und gleich am Morgen nach seiner Heimkehr, mochten auch andere Geschäfte drängen, spannte er sein Wägelchen ein und fuhr sie holen.

Als er in den kleinen Hofraum einfuhr, der zum Gehöfte der Schwiegermutter gehörte, waren die Kinder das erste, was er sah, und oh, wie jubelte sein Herz beim Anblick! Sie sassen auf der Bank vor dem Hause, jede so ganz mit einer Puppe beschäftigt, dass sie für nichts anderes Augen zu haben schienen. Das behagte ihm zwar nicht, denn zum Puppenspielen schien ihm die Aeltere wohl zu gross, aber es konnte ihm doch nicht die Freude des Wiedersehens trüben. Nicht ohne Mühe, denn sein Bein schmerzte, hob er sich aus dem Wägelchen und rief den beiden einen frohen Willkommengruss an. "Kinder, ich bin's, der Vater!"

Beim Klange seiner Stimme erhob die Aeltere den Kopf und schaute ihn an, gross, verwundert und alles eher als erfreut. Die Jüngere aber schrie auf wie in jähem Schrecken und floh ins Haus.

Das war ein seltsamer Empfang. Dem armen Manne war es, als brenne die Wunde, die er vor dem Feinde erhalten hatte, schärfer und heftiger. Was war doch während seiner kurzen Abwesenheit in diese Kinder gefahren?

Nun erschien die Kleine droben am Holzsöller, aber nicht allein, sondern an der Hand der Grossmutter.

"Grüss Gott, Mutter!" rief er zur Alten hinauf. Er sei nun zurückgekommen, sagte er, danke für alle Sorgfalt und wolle die beiden Kinder mit sich nach Hause nehmen.

Inzwischen war auch das grössere Mädchen im Hause verschwunden und erschien gleich nachher droben an der Seite der Grossmutter. Die aber hielt nun beide fest mit ihren

Aus der St. Marienprovinz

Der hochwürdige Pater Provinzial J. Boekenfoehr O.M.I., gab folgende Versetzungen der Oblatenpatres unserer St. Marienprovinz bekannt:

Pater Riedinger O.M.I., bis vor kurzem Schwesternkaplan in Denzil, Sask., wurde zum Pfarrer der Gemeinde in Primate, Sask., ernannt.

Pater J. B. Schultz O.M.I., früherer Pfarrer von Barthel, Sask., übernimmt die Pfarrei zu Grosswerder, Sask.

Pater Georg Walliser O.M.I., ging von Grosswerder nach Kerrobert, Sask.

Pater J. Ph. Hubert O.M.I., übernahm die Pfarrei zu Dilke, Sask.

Pater J. Boser O.M.I., bisher Pfarrer von Dilke, Sask., übernimmt von jetzt ab die zu St. Walburg, Sask., gehörenden Missionen.

Pater Anton Riffel O.M.I. kommt von St. Walburg als zweiter Assistent in die St. Mariengemeinde zu Regina, Sask.

Pater H. Bermel O.M.I., bis jetzt zweiter Assistent in Regina, wurde nach Battleford, Sask., berufen. Er wird dort in unserer Knabenhochschule als Lehrer arbeiten.

Pater J. Sajewitsch O.M.I. ging von Toronto als Militärkaplan nach Cairo, Aegypten.

harten, knöchernen Händen. "Die Kinder lass nur bei mir, Kleinlerchner," gab sie ihm rauh zurück; "sie hätten bei dir und bei deinem Weibe nichts Gutes zu erwarten." Dann wandte sie sich an die Mädchen: "Sagt nur selber, wo seid ihr lieber, bei der Stiefmutter oder bei der Grossmutter?" Und dann fing sie laut zu heulen an, und die beiden Mädchen heulten mit und klammerten sich an ihren Rock.

"Ich will doch sehen, wem die Kinder gehören!" rief der Kleinlerchner ärgerlich und trat ins Haus, um den Kampf für seine Vaterrechte fortzusetzen. "Mutter," sagte er, vor die Alte tretend, "macht doch keine Geschichten. Der Vater bin ich, und wenn ich meine Kinder wieder haben will, so hab' ich vor Gott und der Welt das Recht dazu."

Aber die Alte liess nicht lokker. Er möge nur sehen, wie er die Kinder wieder bekomme. Sie gebe sie nun einmal nicht heraus, sie werde es nicht dulden, dass sie in die Gewalt einer Stiefmutter kämen. die kein Herz für sie habe, die sie misshandeln, ja, wer weiss, ihnen sogar nach dem Leben streben werde. Die Kinder wollten bei ihr bleiben, und sie wolle sie nicht weglassen, und dagegen komme er nicht auf. Und während sie mit wachsender Heftigkeit redete, schrien die kleinen Mädchen, als steckten sie am Spiesse.

Ratlos stand der Kleinlerchner vor den schreienden Kindern und der keifenden Alten. Bald erschienen an den Fenstern der Nachbarhäuser neugierige Köpfe, die sich den Auftritt am Söller ansehen wollten. Dem armen Invaliden wurde es elender zumute als vor den russischen Geschützen. Schliesslich strich er zum zweiten Male die Segel und fuhr unverrichteter Dinge heim.

Als er beim Kleinlerchnerhofe vorfuhr, eilte ihm sein Weib entgegen. "Wo sind denn die Kinder?" fragte sie mit einer Wärme, die ihn wohl fühlen liess, wo für seine beiden Töchterlein wahre Liebe zu finden sei. Trau-

Wie bete ich den Rosenkranz?

Wir stehen im grossen Kampfe der Geister. Mit wahrhaft satanischen Mitteln sucht der Geist der Finsternis den Sieg an seine Fahnen zu heften. Aber das kleine, tapfere Heer der Gottesstreiter steht fest und treu in diesem furchtbaren Gewitter. Denn wir haben ja eine mächtige Fürbitterin am Throne Gottes, eine starke Helferin in allen Nöten und Aengsten, eine bittende Mutter bei ihrem Sohne—Maria! Wahrhaftig, Maria ist unsere Mutter. Ueber ihre Lippen kommen nur Mutterworte. In ihren Händen hat sie nur Muttergaben. In ihrem Herzen hegt sie nur Muttergedanken.

Maria ist die Ueberwinderin der Hölle. Durch ihre unbefleckte Empfängnis hat sie der Hölle die erste Niederlage beigebracht. Durch ihre Mitwirkung am Erlösungswerk hat sie den Satan zum zweitenmal besiegt.

Maria ist Miterlöserin, unsere Beschützerin und Fürsprecherin. Rufen wir sie darum viel um ihre Hilfe an; sie wird uns sicher erhören.

Der Rosenkranzmonat gibt uns neue Anregung zur Marienverehrung durch das Rosenkranzgebet. Um aber dieses erhabene Gebet ganz ausnützen zu können, ist es notwendig, ein gutes, stabiles Gedankengerüst zu bauen, das die Kraft besitzt, allen Anstürmen der Lauheit, Trägheit während unseres Betens zu trotzen, das aber auch die Sicherheit bietet, dass wir aller unserer Anliegen, der Anliegen der Kirche, der Heimat und der Familie gedenken.

Eine solche Ordnung der Gedanken für das Beten des Rosenkranzes könnte vielleicht die folgende Methode sein:

1. Vorbereitung: Stelle dir Maria vor auf dem Throne ihrer Herrlichkeit, mit dem Jesuskinde auf dem Arme, wie sie auf dich herniederschaut. Vereinige dich mit allen Marienkindern, die heute dieses Gebet verrichten und mit allen heiligen Marienverehrern, die im Himmel ihren Thron umgeben.

2. Gute Meinung, der Muttergottes durch den Rosenkranz Freude zu bereiten. Kurze Anrufung des Heiligen Geistes.

3. Bei jedem Gesetz betet man um eine besondere Gnade.

Zum Beispiel:

beim freudenreichen Rosenkranz: 1. Gesetz: um Liebe zur jungfräulichen Reinheit; 2. Gesetz: um dienstbereite Nächstenliebe; 3. Gesetz: um Geduld und Ergebung in widerlichen Geschehnissen des Lebens; 4. Gesetz: um die Kraft, Gott auch das Liebste aufzuopfern, das man hat; 5. Gesetz: um die Gnade, dass unser Herz immer eine Wohnung Gottes sei.

beim schmerzhaften Rosenkranz: 1. Gesetz: um Kraft in Seelennot und Trockenheit; 2. Gesetz: um freudiges Ertragen von körperlichen Schmerzen; 3. Gesetz: um freudiges Ertragen von Spott und Hohn für den Heiland; 4. Gesetz: um geduldiges Aufsichnehmen von lästigen Arbeiten und Beschwerden; 5. Gesetz: um Beharrlichkeit, Ausdauer in der Pflichterfüllung;

beim glorreichen Rosenkranz: 1. Gesetz: um Bewahrung vor Lauheit; 2. Gesetz: um eifriges Streben nach himmlischen Dingen; 3. Gesetz: um die Weisheit der Kinder Gottes in allen Verrichtungen; 4. Gesetz: um eine gute Todesstunde;

rig und ein wenig beschämt berichtete er ihr seinen Misserfolg. Sie half ihm aus dem Wagen, denn sein Bein machte ihn unbehilflich, und geleitete ihn in die Stube. Dort liess er sich schwer auf einen Stuhl sinken. "Was ist jetzt zu tun?" fragte er mutlos. "Ich kann meine Kinder doch nicht gerichtlich zurückfordern!"

Martina schien einen Augenblick zu überlegen. Dann sagte sie ruhig und bestimmt: "Wenn kein anderes Mittel bleibt, Mann, warum denn nicht?"

Er sah sie gross an. Alles an ihr war so sanft, so gelassen. Die Rede schien schlecht zu ihrem Wesen zu stimmen.

Sie setzte sich zu ihm. Sie erzählte ihm, was sie während seiner Abwesenheit von allen Seiten gehört hatte, dass die Grossmutter in ihrer verblendeten Liebe nichts anderes tue als die Kinder aufhetzen und zwar nicht nur gegen sie, die Stiefmutter, sondern auch gegen den Vater. Zudem würden sie aufs äusserste verwöhnt; sie lernten weder gehorchen noch arbeiten, kurz, es könne so nicht weitergehen.

"Aber," seufzte er, "darf ich denn der leiblichen Grossmutter solches Unrecht antun?"

"Unrecht?" wiederholte sie erstaunt. "Vaterrecht ist das erste und heiligste; dann kommt das Recht der Kinder. Die Kinder haben das Recht zu ordentlichen, brauchbaren Leuten erzogen zu werden, bei der Grossmutter aber werden sie zum Müssiggange, zur Verbitterung, zum Hasse erzogen. Du darfst es nicht dulden; du musst sie heimnehmen, und dann wollen wir sie zusammen heranziehen in Liebe und in Ernst."

Er dachte ein Weilchen nach; dann sagte er: "Ich will mit dem Pfarrer reden."

Aber er redete nicht mit dem Pfarrer noch sonst mit jemand. Was sein Weib ihm gesagt hatte, war so klug, so einleuchtend, so ganz durchströmt von christlicher Elternliebe. O freilich, die Kinder wurden nicht nur ihr entfremdet, sondern auch ihm und nicht nur ihm, sondern allem, was gut und recht war. Und das durfte er nicht dulden, wollte er nicht seine Vaterpflichten schwer verletzen. Und so begab er sich, wenn auch mit bangem Herzen, am nächsten Tage zu Gericht und setzte dort sein Anliegen auseinander. Bald nachher erhielt die Grossmutter einen gerichtlichen Auftrag, die Kinder bei Vermeidung nachteiliger Folgen ohne weiteres dem Vater zu überlassen.

Die Alte wagte es nun nicht länger, sich zu widersetzen. Aber die letzten Stunden, da die Enkelinnen noch bei ihr weilten, benutzte sie, um ihnen möglichst viel Schlechtes über die Stiefmutter und über den Vater zu sagen. Alle Sprichwörter, die im Volksmunde gebräuchlich sind, mussten herhalten. "Stiefmutter, Teufels Unterfutter!" Und dann wieder: "Eine Stiefmutter macht den Vater zum Stiefvater." Die beiden Mädchen meinten zuletzt nicht anders, als es gehe zum Martertode. Aber sie waren jetzt ganz verängstigt und eingeschüchtert und wagten keinen Widerstand mehr wie das erstemal. Und als der Vater wieder mit seinem Wägelchen anfuhr, liessen sie wie kleine Opferlämmer alles sich ergehen und weinten nur mehr leise vor sich hin.

Für einen Vater ist es immer eine befremdende Lage, wenn er sein eigen Blut mit Hilfe des Gerichtes zurückfordern muss. Dem guten Kleinlerchner war es denn auch auf der ganzen Heimfahrt höchst seltsam zumute. Er fühlte sich befangen vor seinen schweigsamen, tränenvollen Kindern, er fand die Worte nicht, die ihren Kummer lindern, ihren Schrecken bannen konnten. Und wie, so fragte er sich beklommen, wie würde erst die Stiefmutter mit diesen zwei jungen Herzen fertig werden, denen man so viel Hass und Misstrauen eingegossen hatte!

Endlich kam man in Sankt Michael an. An der Türe des Kleinlerchneranwesens stand bereits Martina wartend. Sie sah ein bisschen blass und ängstlich aus, denn sie mochte sich im stillen wohl auch auf die Begegnung mit den Stieftöchterchen sorgen, aber auf ihren Lippen lag ein gütiges Lächeln, und mit echt mütterlicher Gebärde streckte sie den Heimkehrenden die Arme entgegen und hiess sie willkommen.

Annerl und Trinerl schienen ganz betäubt; sie liessen alles willenlos mit sich geschehen. Aber sie gaben den Willkommengruss nicht zurück; steif wie Böcklein und Stöcklein hielten sie sich. Das war nicht ermutigend für die Stiefmutter, aber sie hatte es wohl nicht besser erwartet. Und sie war eine erfahrene Frau und wusste, dass der Weg zum Herzen, namentlich bei der lieben Jugend, durch den Magen führt. Dieser Weg war damals, wo sich die Kriegsnot schon fühlbar machte, nicht eben leicht zu beschreiten, indessen weiss guter Wille immer Rat. In Frau Martinas Vorratskammer befand sich noch ein spärlicher Rest von Reis, an Milch war am Hofe gerade kein Mangel, und so gab es für die heimkehrenden Haustöchterchen diesen Abend ge-

---

5. Gesetz: um Eifer in der Verdiensterwerbung für den Himmel.

Alle Anliegen und Personen können dann auch noch in das Gebet eingeschlossen werden, ohne dass das Ganze überlastet und kompliziert wird. Versuchen wir nun einmal, den heiligen Rosenkranz auf diese oder ähnliche Art zu beten, und wir werden bald sehen, dass es nach einer klaren Methode viel besser geht, dass man davon viel mehr befriedigt ist und dass die Gefahr zum unandächtigen Gebet stark verringert ist. Und vergesst nicht: Die Muttergottes wird uns auch beistehen, wenn sie unsern guten Willen sieht. Lasst uns deshalb wahre Marienritter sein, die kämpfen mit der Waffe des Gebetes, des heiligen Rosenkranzes. Maria, Königin des hl. Rosenkranzes, bitt für uns!

zuckerten Milchreis, mit fein geschnittenen Dörrpflaumen bestreut. War doch das ein lekkeres Mahl! So dachte Martinas Hansel, der es kaum begreifen konnte, dass Annerl und Trinerl so wenig Freude daran zeigten und gar nicht recht zuzugreifen wollten. Und schliesslich zupfte er seine Mutter am Aermel und erklärte sich bereit, an Stelle der Mädchen den Milchreis seiner Bestimmung zuzuführen. Die Mutter aber wies ihn scharf zurecht. Er solle sich nur wie die andern Tischgenossen mit Kartoffeln und Magerkäse begnügen; die Schwestern aber hätten heute einen angestrengten Tag durchlebt und müssen darum auch etwas Besonderes haben. Und dann schob sie den Mädchen die Schüssel mit dem süssen Gerichte zu und lud sie freundlich ein, alles schön aufzuessen.

Annerl riss die Augen weit auf vor Staunen, dass die Stiefmutter ihrem eigenen Buben das nicht vergönnte, was sie ihren Stiefkindern so freundlich anbot. Nein, das stimmte wahrhaftig nicht zu den phantasievollen Schilderungen, die sie all die Zeit von der abgrundtiefen Bosheit des stiefmütterlichen Herzens gehört hatte. Es war doch eigentlich recht schön, ein Gericht für sich zu haben und besser behandelt zu werden als die andern alle. Und Annerl entdeckte mit einem Male, dass sie Hunger habe und schob gleich einen Löffel voll Reis in den weitgeöffneten Mund. Trinerl folgte dem Beispiele, und es währte nicht lange, so war die Schüssel leer, ganz wie die Stiefmutter er gewünscht hatte.

"Das ist brav! ich hab' ja gewusst, es wird euch schmekken!" triumphierte Martina fröhlich.

Eine Stunde später, als die beiden Mädchen in den netten, saubern Bettchen lagen, das ihnen die Sorge der Stiefmutter bereitgestellt hatte, flüsterte Annerl der jüngern Schwester zu: "Du Trinerl, die Mutter ist doch recht lieb!" Und dann schliefen beide bald ein.

Ja, lieb war die Mutter, lieb und gütig, und nie in der Folge fiel es den Mädchen ein, das hässliche Wort Stiefmutter in den Mund zu nehmen. An den folgenden Tagen nahmen sie unter Martinas Leitung an allen Hausarbeiten teil und vor dem Schlafengehen am gemeinsamen Nachtgebete. So war's in den ersten Wochen gewesen, da sie mit der neuen Mutter im Hause waren; sie hatten es damals recht traulich empfunden und empfanden es auch jetzt wieder so. Nur etwas war ein bisschen anders. Damals hatte die Mutter vor dem Gutenachtsagen zuerst ihrem Hansel ein Kreuzlein auf die Stirne gemacht, dann den beiden Mädchen; jetzt bekreuzte sie nur mehr ihr eigen Kind. Sie wollte sich nicht aufdrängen, sie wollte warten. Aber brauchte nicht lange zu warten. Nach einer Woche schon bat Annerl, als Hansel sein Kreuz bekam: "Mutter, mir auch!" Und Trinerl stellte sich flugs neben Annerl hin und bot der segnenden Mutter die reine Kinderstirne.

Musterkinder waren die beiden Kleinlerchnertöchter freilich nicht; die gewöhnlichen Fehler, die fast jedem Kinde anhaften, hatten sich durch unverständliche Erziehung der Grossmutter üppig entfaltet: sie waren launisch, träge, unordentlich geworden, sie brauchten Mahnworte und Tadel, sie brauchten zuweilen Strafe. Und Marina strafte auch, aber sie tat es so ruhig und mit solcher Milde, dass die Kinder wohl merkten, wie sie selber darunter leide, und so nahmen sie es nicht übel. Und wie die Mutter loben konnte! Ihr Gesicht strahlte ordentlich, wenn sie einmal mit den Kindern zufrieden war. Es währte nicht lange, so hatte sie die beiden jungen Herzen ganz für sich eingenommen. Und als nun einmal bei Gelegenheit eines Kirchganges Annerl und Trinerl wieder mit der Grossmutter zusammentrafen, da war es die Grossmutter, der sie aus dem Wege gingen, weil sie fürchteten, die Alte möchte wieder schlimm von der Mutter reden. "Mutter, wen hast du denn lieber, den Hansel oder uns?" fragte einst Trinerl ganz unbefangen. Und lächelnd erwiderte die Mutter, das könne sie selbst nicht sagen. Sie freue sich, einen Buben zu haben, aber sie freue sich auch, Mädchen zu haben, und gewöhnlich seien die Mädchen besser zu brauchen als die Buben . . .

* * *

Zehn Jahre waren vergangen. Bange Kriegsjahre, schwere Nachkriegsjahre. Aber am Kleinlercherhofe hatte all die Zeit über ein schönes, stilles, häusliches Glück gewaltet. Martinas Hans, der seinen väterlichen Besitz verpachtet hatte, machte sich wie ein braver Haussohn auf dem Hofe des Stiefvaters nützlich. Die Töchter aber waren zu hübschen blühenden Mädchen herangewachsen, die ihren Lebensweg klar vor sich sahen. Die ältere war

Hymnus am Christkönigsfest

Eh du den Engeln
Die Herzen erfüllest
Mit Seligkeit,
Eh du dein heiligstes
Antlitz verhülltest
Und Söhne des Lichtes
Legten den Keim
Zum Tag des Gerichtes,
Rissen vom Kerne der Ewigkeit
Den verblassenden Span,
Die sterbliche Zeit,
Ehe die Erde,
Ein dunkler Schwan,
Hob ihre Flügel ins Licht,
Ehe die Sonne
Feurig begann
Ihren grossen Gesang
Vor deinem Angesicht,
Eh deine unendliche Liebe
Deine unendliche Grösse bezwang,
Warst du der Sohn.
Und bist nicht geworden
Und hast keine Frühe —
Immer waren die Knie
Des ewigen Vaters
Dein ewiger Thron!

Franz Johannes Weinrich.

die Braut eines braven jungen Mannes, von dem man hoffen durfte, dass er das schöne Anwesen gut bewirtschaften werde, die jüngere hegte Klostergedanken. Aber nur ganz im stillen; nur die Mutter wusste davon, denn vor der Mutter hätte sie kein Geheimnis haben mögen. Auch zu Annas Verlobung hatte man nebst des Vaters Einwilligung der Mutter Segen erbeten, und Anna legte es ihrem Verlobten immer wieder ans Herz, er möge doch ja lieb und gut zur Mutter sein.

Dann aber kam für den Kleinlerchnerhof eine gar traurige Zeit. Die Mutter wurde eines Tages plötzlich von einem hitzigen Fieber befallen, und der eilig herbeigerufene Arzt gab wenig Hoffnung für das teure Leben. Der Zustand der Kranken verschlimmerte sich; bei vollem Bewusstsein empfing sie die Sakramente; dann liess sie ihren Blick abschiednehmend über ihre Lieben hingleiten. Am Fussende ihres Bettes stand der Kleinlerchner mit Hans, beide ernst, stumm, traurig, wie es Männer in solchen Augenblikken sind. Die beiden Mädchen aber knieten neben dem Bette und schluchzten laut: "Mutter! Mutter!"

Wie Musik klang es in den Ohren der Sterbenden, dieses Schluchzen, dieser Mutteruf: war es ihr doch ein beredtes Zeugnis, dass sie ihre Mutterpflicht an den Kindern einer andern treu und voll getan hatte. Und mit mattem Lächeln zeichnete sie, wie sie sonst allabendlich getan hatte, das Kreuz auf die Stirne der Stieftöchter und sagte leise: "Gott segne euch, Kinder, ihr habt mir viel Freude gemacht. Nun aber braucht ihr keine Mutter mehr, nun seid ihr verständig genug, um für den Vater zu sorgen, nun kann ich ruhig heimgehen."

Im Laufe der Nacht entschlief die Kranke still und friedlich. Und als man sie unter allgemeiner Teilnahme zu Grabe trug, hiess es im Dorfe: "Seltsam! die Stieftöchter trauern noch mehr um sie als der eigene Sohn." Und mancher fügte bei: "An der sollten sich alle Stiefmütter ein Beispiel nehmen!"

Den Fluchern ins Stammbuch!

"Gewöhne deinen Mund nicht ans Schwören und mache es dir nicht zur Gewohnheit, den Namen Gottes auszusprechen. Ein Mann, der viel "schwört, beladet sich mit Schuld und die Zuchtrute weicht nicht von seinem Hause. Wenn er sich verfehlt, so ruht die Sünde auf ihm, und wenn er es nicht beachtet, so versündigt er sich doppelt." (Sir. 23, 8—11.)

Es gilt dieses Wort Gottes besonders für jene, die jeden Augenblick fluchend Gott im Munde führen und in leichtfertigem Schwören sich versündigen. Sagt dieses Wort auch den gewohnheitsmässigen Fluchern, welche das grauenvolle und hässliche Wort "Gottverdammi" stets im Munde führen!

Seit wann gibt es Kartoffeln?

Jede neue Kartoffelernte bringt uns die Lebensnotwendigkeit der Kartoffel, dieser wirklichen Alltagsspeise, zum Bewusstsein. Wir können uns kaum mehr in eine Zeit zurückversetzen, wo diese Frucht noch unbekannt war. Von der Frühzeit des Kartoffelbaues berichtet H. Krebser anschaulich in der Zeitschrift "Volksschule". Er zeigt anhand alter Dokumente, wie stark das Aufkommen der Kartoffelpflanzung das ganze landwirtschaftliche Leben beeinflusste. Vor allem weist er darauf hin, dass sich die Kartoffel in der Schweiz zum Teil lange vor der Zeit verbreitete, da sie in Frankreich Eingang fand. Sehr oft waren es Söldner, welche die Pflanze aus fremden Ländern in ihre Heimat mitbrachten.— Zehn Jahre nach der Einführung der Kartoffel in England erwähnte sie der Basler Gelehrte Bauhin in einem Buch, das 1591 erschien. Er war es auch, der ihr erstmals den wissenschaftlichen Namen "Solanum tuberosum" gab, den sie seither hat. Vierzig Jahre später soll die Kartoffel im Kanton Bern kultiviert worden sein. Aber erst 1730, also fast hundert Jahre später, heisst es, dass man bei Bern "Herdöpfel" gepflanzt habe. Damals stiess dieses Unterfangen noch auf mancherlei Vorurteile. In der Zeit um 1730 pflanzte man in Brienz so viel Kartoffeln, dass man im Frühling immer noch den benachbarten Unterwaldnern davon überlassen konnte.

Sehr hübsch ist ein alter Vers aus dem Teuerungsjahr 1771:

"Erdäpfel allermeist jetzund die Bauern pflanzen,
Dieweil sie nahrhaft sind und füllen brav den Ranzen."

Im Glarnerland sollen 1697 die ersten Kartoffeln gepflanzt worden sein, nachdem ein Soldat, der unter König Wilhelm in Irland gedient, diese von Dublin mitgebracht hatte. Auch der in Basel ausgebildete Glarner Arzt Dietrich Zwicky von Mollis habe um jene Zeit Versuche mit Erdäpfeln in seinem Hausgarten gemacht. In Schwyz führte ein aus französischen Kriegsdiensten im Elsass heimkehrender Landsmann die Kartoffeln im Jahre 1727 ein. Ebenso war ein aus dem Elsass heimkehrender Zuger um das Jahr 1740 der erste Kartoffelpflanzer in seiner Heimat.

Indianer-Leben

Vom Reiseonkel

Fortsetzung

West-Indianer

Zuviel ist genug, sagte sich der Reiseonkel, packte Reisetasche und Reisepass zusammen, und fuhr in die "Rocky Mountains." Er wollte weg aus der ewigen Prairie, wo man nach jeder Richtung 20 Meilen weit sieht und doch nichts sieht als Luft, von der "Zivilisation" die so gross im Kleinen ist, und so klein im Grossen, (zwanzig Meilen weit—und nichts wie Luft). Er wollte einmal richtige Berge, und richtige Indianer sehen, damit es einmal was anderes gibt. Andere Indianer: da im Norden war doch alles arg verhungert und arg verkrüppelt, mit dem elenden Buschleben und dem harten Klima. Auch waren sie eingesperrt in ihre Reservationen, man sieht es ihnen an, dass die Welt sie, leiblich und seelig, zum Aussterben verurteilt hat: sie leben kein natürliches Leben mehr. Aber in den Riesenbergen, dem wunderbaren Klima von Britisch-Columbia ist es anders: man sieht noch vieles recht Indianerisches, das unsere "Kultur" noch nicht hat vergiften können, also einmal hinaus, zu den B.C. Indianern.

Aber wenn wir "andere" Indianer haben, müssen wir auch einen "anderen" Indianer-Pater haben. Da oben sahen wir den feierlichen "Schwarzrock", mit langem Barte und feierlicher Miene, als ob er aus einem der alten Altarbilder, die man in den ehrwürdigen Kirchen Europas sieht, ausgeschnitten wäre: alles heilig und französisch. Warum nicht mal was anderes? Etwas Deutsches, und nicht so "feierlich"? Da ist ein kleines Altarbübchen, ein richtiges "Gottliebchen", das einmal in alten Zeiten, als noch alles neu und unschuldig war, dem "Reiseonkel" die Messe gedient hatte, in der alten Kirche von Holdfast. Er soll jetzt dort irgendwo in B.C. bei den Indianern sein. Der Reiseonkel frägt an der ersten Haltestelle über die Berge herüber: Wo ist der Gottlieb? Was? der Theophil? ist die Antwort. Ja, der ist überall und nirgends, den müsst ihr eben suchen, vielleicht findet ihr ihn, wenn er gerade von einer seiner Indianermissionen auf die Eisenbahn zurückkommt, in ein paar Monaten vielleicht. Also weiter: Auf die Suche nach dem "neuen" Indianerpater. Es geht die Rocky-Mountain-Kette hinunter, dann die Selkirk-Range hinauf, durch den langen schwarzen Tunnel hindurch, dann das Kicking-Horse-Tal hinab, dass einem Hören und Sehen vergeht. Dann klettert die Eisenbahn wie eine Fliege an den steilen Abhängen des Fraser-Tales herum. Links tausende Fuss Felsen, rechts, tausend Fuss hinab, so steil, dass man einen Stein werfen könnte in den wilden Bergfluss, der da in der Tiefe rast und schäumt. Weiter von Berg zu Berg, von Tal zu Tal, bis endlich sich das Flusstal zu einer wunderbaren Fruchtebene ausdehnt: Mission City und Vancouver. Aber der Gottlieb ist nicht da. Der ist auf der "Verrückten Eisenbahn." Da ist nämlich eine Eisenbahn, die hat keinen Anfang und kein Ende. Wer sie nehmen will, muss erst 30 Meilen über das Meer fahren zu Schiff. Mitten in der Wildniss kommt er ans Land. Rund herum nichts wie Felsen, Wälder, rauschende Wasserfälle, einige Holzhäuser, und richtig: eine Eisenbahnschiene. Ja wie kommt die hierher? Da kommt auch schon das "Zügele" angerappelt, gemütlich, es hat keine Eile. Der Conductor frägt: Wo wollt ihr hin? Ja wohin? Naiv sagt der Reiseonkel: ich will zum Gottlieb. Der Conductor versteht gleich: sie kennen ihn alle, es ist "ihr" Gottlieb. Es giebt nur einen. Aber ein "Ticket" kann er nicht geben, er weiss nicht, wann und wo und wie der Pater auf die Eisenbahn kommen wird, und wo er aussteigen will: er ist eben "überall und nirgends." Also abwarten. Und dann geht's in die Berge hinein, das Zügelchen rappelt und pustet, immer höher hinauf, bis es kalt und kahl wird, neben uns ein wunderbarer Bergsee, über die Hochebene, dann hinunter, mitten hinein ins wilde "Central-Britisch-Columbien" wo es, Gott sei Dank noch keine "Zivilisation" gibt, nur Jäger,

---

Brüder—

Dass wir Ihn kennen
Und von Ihm brennen —
Lasst uns Ihn suchen!

Dass Er uns ziehe
Und in uns glühe —
Lasst uns Ihn lieben!

Dass wir Ihn ehren,
Sein Reich vermehren —
Lasst uns Ihn künden.

Christus ist König.

Gold-Miners und Indianer. Es wird Nacht, man schläft mal drüber, es hat ja keine Eile. Morgen ist auch noch ein Tag. Der Tag kommt. Das "Zügelchen" hält an einem kleinen Statiönchen, mitten im Busch. Einige Indianer kommen herein, und: was ist das lange, schwarze, das dahinter steht, und gerade ein kleines Indianerbübchen auf seinen Sitz hilft? Er schaut auf, der Reiseonkel schaut, und auf einmal sind dreissig Jahre verschwunden: das Holdfaster Messbübchen steht vor dem grossen dicken :"Pater" zu dem er mit solcher Andacht aufgeschaut hatte, als er ihm einst die Messe diente. Beinahe faltet er die Hände, das ganze Gesicht strahlt: Aber Pater, ist es wirklich? Seid ihr es? Wenn nicht all die Menschen drumgestanden hätten, und so "wunderfitzig" auf die beiden schauten, ich glaube, er wäre dem armen Reiseonkel um den Hals gefallen (vielleicht hat er es auch getan, und ihm die "Accolade" gegeben, aber der Reiseonkel war selbst so "durcheinander", er kann sich nicht mehr recht entsinnen). Wohin geht Ihr? Zu Euch. Wofür? Wielang? Wozu? Der Reiseonkel erklärt sein Programm: Ich bleibe bei Euch, gehe wohin Ihr geht, schlafe, wohne wo Ihr schlaft und wohnt, solange bis Ihr mich "leidig" werdet, oder der Herrgott einen scharfen Wink gibt, dass ich anderswo wieder brauchbar bin.

Und jetzt begann das Indianer-Missionsleben "zu zweit". Als ob ich sein alter lieber Vater wäre, mit dem weissen Bart, den ich so gut gekannt hatte in seinem Obstgarten bei Holdfast, so wurde ich versorgt und gepflegt. Mehr darf ich nicht sagen, denn unser Gottlieb liest auch den Marienboten, wenn er alle paar Monate mal wieder aus den Bergen hinuntersteigt in seine einsame Missionar-Hütte von Lillooet "um wieder einmal sein Hemd zu wechseln." Und wenn ich dann soviel hier sage, wird seine Bescheidenheit bös, und es gibt eine tüchtige Schreibepistel, dass man Deo Gratias sagen muss, dass es zu Ende ist, aber nicht "Laus tibi Christe" wie nach dem Evangelium.

Heimboden

Was hier zuerst auffällt, sind die Indianerdörfer. Als das Land hier in B.C. angesiedelt wurde, hat man um die Indianerdörfer herum gesiedelt. Ehe Land verteilt wurde, mussten die Indianer sagen, was sie behalten wollten, und das wurde ihnen dann gesetzlich als Eigentum gegeben: jeder Stamm auf eigenem Boden, und eigener Herr. Sie sind hier nicht "unmnüdig", nicht "Pflegekinder der Regierung," sondern in allem auf der gleichen Stufe wie die Weissen, nur mit eigener "Gemeinde-Verwaltung". Das Land jeder "Reserve" gehört dem Stamm als solchem, und jedes Glied der Stammfamilie hat Recht, auf und von diesem Lande zu leben. Der Häuptling, (mit dem Priester und einem Vertreter der Regierung) entscheidet alle Fragen, richtet, urteilt und straft, gesetzlich. Kein Weisser hat auf ihrem Boden etwas zu suchen. Sie wollen auch mit den "Weissen" nichts zu tun haben, wie mir ein Indianer erklärte. Ja, aber euer Pater, frug ich unschuldig. Antwort: Der Priester ist kein "Weisser", der ist "Priester" und gehört zu uns. Und das fühlte der Reiseonkel wohin er kam: überall frohe Gesichter, überall war man zuhause bei ihnen.

Indianerdörfer

Dörfer, wie im alten Land, richtige "Bauerndörfer", wie man sie noch in einigen verlorenen Ecken der Eifel findet. In der Mitte die Kirche, drum herum Haus an Haus, eine richtige Dorfstrasse, und der Dorfmarkt dazwischen. Und hier wohnt der ganze Stamm, manchmal hunderte von Familien, jede in ihrem "Stammhaus". Das war was Neues für den Reiseonkel, der in der Prairie nur die "Farmhäuser" kannte, jedes für sich, meilenweit auseinander, und für den die Villages nur Elevators, Stores und einige Alte-Leute-Häuser bedeuteten. Ja, wie lange seid ihr denn hier, wann ist dies Dorf gegründet worden? frug er einen "Dorfalten". Der wunderte sich: gegründet? angesiedelt? Das ist keine Ansiedlung, das ist nicht so oder so alt, wir waren immer hier, das ist unsere Heimat. Der Reiseonkel schaute im Geiste durch ganz Canada und Amerika: alles Ansiedlungen, alles Neu: vor 50, vor hundert Jahren, höchstens vor 300 Jahren: kein Regina, kein Winnipeg, kein Montreal, kein New York oder Chicago, aber hier, bei den Indianern, da sind wir auf Urboden, auf Heimboden: die waren immer hier, es sind keine Einwanderer, sie sind "zuhause" wie die Leute im Alten Land. Und die Indianer wissen es und lassen es merken: sie können die "fremden Eindringlinge" nicht leiden: die sollen doch gehen wo sie hergekommen sind, was wollen die hier?

Wie nun die Indianer in diesen Dörfern leben, wie wir mit ihnen gelebt haben monatelang, und was alles dabei passiert ist, erzählt der Reiseonkel das nächste Mal.

Gottvertrauen

Für Gott ist meine Freude
Und meine Zuversicht.
Auf Gott steht mein Vertrauen,
Und er verlässt mich nicht.

Das Leben hier auf Erden
Bringt Sorgen viel und Leid,
Nur wahres Gottvertrauen
Gibt mir Zufriedenheit.

Dann kann ich alles tragen,
Wie's kommt aus seiner Hand,
Nie werde ich verzagen.
Weiss, Gott hat's mir gesandt.

Johann Vosshagen heiratet

Erzählung von Willi Lindner

Der Pfarrer stand auf der Kanzel und gab die kirchlichen Nachrichten bekannt. Da ruckten plötzlich alle Zuhörer die Köpfe und glaubten nicht recht zu hören. Der Pfarrer sagte: "Es werden zum ersten Male zum Stande der heiligen Ehe verkündet Johann Vosshagen von hier und Anna Maria Sievers aus Breitenbach."

Der Gemeinde bemächtigte sich nach dieser Bekanntgabe eine merkwürdige Unruhe. Und wenn sie sonst der Predigt des Pfarrers gesammelt zuhörte, an diesem Sonntagvormittag war sie nur mit halbem Ohre dabei. Denn erstens war es unerhört, dass ein Brautpaar ohne Vorwissen der Gemeinde aufgeboten wurde, und zweitens war es einfach nicht zu verstehen, dass der Johann Vosshagen eine Braut gefunden haben sollte. Das war ja direkt eine Sensation, die nach dem Hochamt ausgiebig besprochen werden musste.

So fanden sich denn auch gleich vor den Kirchentüren Gruppen zusammen, die die interessante Neuigkeit weidlich auf die Zunge nahmen. Denn Johann Vosshagen war schliesslich nicht irgendwer, er war der reichste Bauer der Gemeinde — aber er lebte abseits und einschichtig, seit sein Vater vor etlichen Jahren wegen Verleitung zum Meineid zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden und während der Verbüssung seiner Strafe gestorben war.

Die Vosshagens waren allezeit als rechtschaffene Menschen in der Gemeinde angesehen gewesen. Darum hatte es die Dörfler schwer getroffen, dass Peter Vosshagen die Schande nicht nur über sein Haus, sondern auch über das ganze Gemeinwesen gebracht hatte. Und wenn anfänglich auch viele an seine Schuld nicht hatten glauben wollen, der harte Urteilsspruch liess einen Zweifel nicht mehr zu.

Niemand wusste, wie es in der Brust Johann Vosshagens aussah. War er bis zu dem Unglück seines Hauses eine frohe, wenn auch etwas verschlossene Natur gewesen, so war er jetzt ein düsterer, vergrübelter Mensch, den kaum jemand im Dorfe zu Gesicht bekam. Er leitete seinen grossen Hof gewissenhaft und korrekt, keins vom Gesinde hatte je Ursache, über ihn zu klagen, aber er mied eben jede menschliche Gemeinschaft. Um so erstaunter war man, jetzt zu hören, dass er sich von auswärts eine Braut geholt hatte. Damals war er mit Christine Märker, der Tochter eines Gutsnachbars, so gut wie versprochen gewesen. Aber die Leute fanden es ganz in der Ordnung, dass Christine nicht in das Haus eines Zuchthäuslers heiraten wollte.

Niemand wusste näheres über die Braut. Der Ort Breitenbach lag weitab von der Gemeinde, es bestanden kaum verwandtschaftliche oder wirtschaftliche Beziehungen dorthin. Und nun zerbrachen sich die guten Dörfler auf dem Heimweg und hinter dem Bierkrug die Köpfe, wie es zu dieser Brautschau des Johann Vosshagen gekommen sein mochte. . . .

Das war allerdings auch eine mehr als alltägliche Geschichte. Johann Vosshagen, der an diesem Sonntag seines ersten Aufgebots zur Braut hinausfuhr, rief sie sich lächelnd wieder ins Gedächtnis zurück.

Die Sache hing mit der Verurteilung des Vaters zusammen. Er selbst hatte nie einen Augenblick an der Unschuld seines Vaters gezweifelt. Aber er hatte seine Unschuld nicht beweisen können. Ein Knecht, der sich in unerlaubte Beziehungen mit einer Magd des väterlichen Hofes eingelassen hatte, war von Peter Vosshagen darüber zur Rede gestellt worden.

Im Verlauf dieser peinlichen Dinge war es dann zu gerichtlichen Auseinandersetzungen gekommen, wobei der Knecht zunächst die Beziehungen zu der Magd abgeschworen hatte. Er wurde später des Meineids überführt, und Peter Vosshagen geriet in den Verdacht, den Knecht durch das Hausangebot veranlasst zu haben, seine — Peter Vosshagens — schuldhafte Beziehungen zu dem Mädchen zu verdecken und vor Gericht zu verschweigen. Der Knecht, in die Enge getrieben, sagte dann auch aus, dass er das Angebot des Bauern so aufgefasst hätte. So wanderte der unbescholtene Mann ins Zuchthaus, wo er an seiner Schande bald zusammenbrach.

Kurz vor seinem Tode, nachdem er zuvor die Sterbesakramente empfangen hatte, liess er durch die Hand des Geistlichen ein Schreiben abfassen, das an seinen Sohn Johann Vosshagen gerichtet war und folgenden Wortlaut hatte:

"Lieber Johann! Im Angesichte Gottes, vor dessen Richterstuhl ich nun bald stehen werde, erkläre ich, dass ich unschuldig verurteilt worden bin. Ich habe mit den mir zur Last gelegten Taten nichts zu tun. Ich sterbe ergeben in den Willen

Gottes und will selbst die Schande, die auf mich und mein Haus gefallen ist, hinnehmen, um bei Gott Vergebung meiner anderen Sünden und menschlichen Verfehlungen zu finden. Du aber, lieber Johann, sollst wissen, dass unser Name und unser Haus durch mich nicht befleckt worden sind, und dass Du Deinen Kopf aufrecht tragen kannst. Ich will Gott bitten, dass er eines Tages das Unrecht, das die Menschen uns zugefügt haben, von uns nimmt, damit Du allen Menschen wieder gerade in die Augen blicken kannst. Der Tag wird kommen. Leb herzlich wohl! Dein Vater."

Johann Vosshagen begrub seinen Vater in aller Stille und setzte ihm ein schlichtes Marmordenkmal, auf dem die Worte standen: Die Unschuld kommt an den Tag! Und dann wartete er in Geduld auf diesen Tag, der kommen würde.

Er kam herauf mit dem Evangelium des einundzwanzigsten Sonntags nach Pfingsten, das spricht von dem bösen Knecht, der seinen Mitknecht wegen einer geringen Schuld ins Gefängnis werfen liess. Als Johann Vosshagen an diesem Vormittag aus der Messe heimkam—er besuchte stets die Kirche der Nachbargemeinde, um nicht mit seinen Dörflern zusammenzutreffen —wartete auf dem Hofe eine Unbekannte auf ihn. Ein Mädchen von vielleicht achtundzwanzig Jahren. Johann Vosshagen war verwirrt und unbeholfen, denn das Mädchen war schön. Aber wann je seit dem Unglück des Vaters hätte ihn so etwas bekümmert! Er sammelte sich.

"Was gibt's? Sie wünschen mich zu sprechen?"

Das Mädchen errötete. "Ja, Herr Vosshagen. Ich komme mit einem Anliegen. Mein Name ist Anna Maria Sievers. Auf unserem Hofe in Breitenbach liegt ein Knecht im Sterben. Ich habe ihn in den letzten Nächten gepflegt. In seinen Fieberträumen hat er immer wieder von einer schweren Schuld gesprochen und dabei mehrfach den Namen Ihres Hofes erwähnt. Heute, in den frühen Morgenstunden, als er zu Bewusstsein gekommen war, bat er mich, ihm das Evangelium des heutigen Sonntags vorzulesen. Ich tat es. Da stöhnte er laut auf und bat mich, schnellstens zu Ihnen zu fahren und Sie zu bitten, zu ihm zu kommen. Er müsse Ihnen vor seinem Tode ein Geständnis machen. — Wollen Sie mitkommen, Herr Vosshagen?"

Johann Vosshagen besann sich nicht lange. "Ich danke Ihnen, Fräulein Sievers, ich komme mit!"

So fuhr Johann Vosshagen zum ersten Male an der Seite Anna Maria Sievers nach Breitenbach.

Der Knecht auf dem dortigen Hofe war jener Mann, der seinerzeit auf dem Hofe Vosshagens das Mädchen in Schande gebracht und hinterher Peter Vosshagen der Mitschuld bezichtigt hatte. Nun lag er da, ein armseliges Bündel Mensch, in den Kissen, während neben ihm schon die Sterbekerzen knisterten. Mit grossen, angstvollen Augen starrte er auf den jungen Bauer.

"Ich — habe — "keuchte er, "Ihren Vater — unschuldig — ins Zuchthaus — wandern lassen. Er hat — nie — etwas —

Der erledigte Spötter

Zwei junge Burschen stritten auf der Strasse. Der grössere, fest gebaut, stand etwa zehn Schritte vom jüngern entfernt, dessen unbedecktes rotes Haar im Schein der Laterne feurig aufleuchtete, während die blaugestreifte Bäckerbluse wohl erkennen liess, welchem Berufe er angehörte.

"Roter Beck! Roter Beck!" höhnte der Grössere, und er strahlte vor böser Freude, dass dem Gefoppten das Blut in den Kopf stieg.

"Du Verdammter!" knurrte der Bäckerlehrling, und seine Augen glühten, und nun bückte er sich rasch, hob einen faustdicken Stein auf und warf den Arm zurück, um den Stein nach seinem Gegner zu schleudern.

In diesem Augenblick trat ein hochgewachsener Herr mittleren Alters aus dem nach derStrasse führenden Gartentor und stand beim Austritt aus demselben in unmittelbarer Nähe des vom Jähzorn erfassten Bäckerburschen. Der Herr hatte die kleine Szene beim Durchschreiten des Gartens verfolgt und sich selber über die verbissene Hartnäckigkeit des höhnenden Spötters geärgert.

"Was mein Lieber," sagte er nun im ruhigsten Tone zu dem erzürnten Burschen, "du regst dich auf wegen ein paar dummer Worte? Das solltest du nicht! Lasse doch den Schreier schreien und gehe fröhlich deines Weges. Sieht der andere, das sein Getue ohne Wirkung bleibt, wird er es bald einmal gänzlich unterlassen, dich zu höhnen: du kannst dessen versichert sein."

Dies sagte er in gedämpftem Tone, sodass der Spötter nichts davon hörte. Der Verspottete aber liess sogleich den aufgehobenen Stein fallen, die Zornesspannung seiner Gesichtszüge ging in ein erlöstes Lächeln über, und indem er halb verlegen stotterte: "Er hatte mich aber auch ganz wütend gemacht.", wandte er sich mit einem gewissen Stolz um, grüsste und ging ohne weiteres davon, indessen der Spötter voll enttäuschten Erstaunens dem Herrn nachsah: Was mochte der nur zum "roten Beck" gesagt haben, dass dessen Zorn mit eins ganz erloschen war?—Und sein Erstaunen wuchs, als der "Rote" beim nächsten Mal, wo ihm das Hohnwort entgegenflog, den Spott mit einem fast mitleidigen Lächeln quittierte. Von da an hatte er aber auch vor seinem Gegner Ruhe.

mit dem Mädchen — zu schaffen gehabt — und mir auch nie zugeredet — auf dem Gericht — etwas auszusagen, was mit seiner Person irgendwie zusammenhängen könnte. Er war — ein ganz sauberer — ein ganz ehrenhafter Mensch. — Und ich — habe — ihn — ins Zuchthaus gebracht!"

Der Sterbende stöhnte schwer bei diesem Schuldbekenntnis. Johann Vosshagen wandte sich zu Anna Maria, die im Nebenzimmer wartete: "Schnell den Arzt und den Pfarrer!"

Der Geistliche war schon benachrichtigt und trat bald in das Sterbezimmer. Auch der Arzt war schnell herangeholt. Im Beisein dieser Männer, und nachdem er sich vorher durch die Beichte von seiner irdischen Last befreit hatte, wiederholte der Sterbende sein Bekenntnis, das schriftlich niedergelegt und von ihm mit zitternder Hand unterschrieben wurde.

Als der Knecht bald darauf versöhnt mit Gott und Johann Vosshagen die Augen schloss, fiel von dem jungen Bauern die Last schwerer Jahre. Er sank neben dem Totenbett in die Knie und weinte die ersten rauhen Tränen eines Mannes. Da fühlte er sich von sanfter Hand angerührt und aus dem Totengemach in eine stille Stube geleitet. Anna Maria Sievers lächelte ihm ermutigend zu.

"Ich weiss nun, was Sie gelitten haben in all den Jahren," sagte sie. "Vergessen Sie es, denn Sie dürfen an einen barmherzigen und gütigen Gott glauben!"

Johann Vosshagen hatte an diesem Tage nur schweigend die Hand des Mädchens gedrückt. Dann war er gegangen. In den nächsten Tagen betrieb er auf Grund des Geständnisses des Knechtes am Gericht das Wiederaufnahmeverfahren zugunsten seines unschuldig verurteilten Vaters. Mit einer fröhlichen Leichtigkeit, wie er sie jahrelang nicht gekannt hatte, ging er jetzt wieder seiner Arbeit nach, wenn er auch — solange er den Urteilsspruch nicht in Händen hielt — weiterhin die Gemeinschaft der Dörfler mied. Um so eifriger besuchte er den Hof in Breitenbach, wo Anna Maria Sievers mit einer rührenden Zartheit versuchte, ihn das Leid der Vergangenheit vergessen zu machen. Sie waren beide ja reife Menschen, die wussten, was sie dem Leben schuldig waren. Und als er sie bald darauf fragte, ob sie zu ihm auf den Hof kommen und seine Frau werden wollte, sagte sie ohne Umstände ja.

Von alldem wussten die Dörfler nichts, und es war die geheime Freude des Johann Vosshagen, dass er sie mit seiner Verlobung überrascht hatte. Inzwischen hatte das Schwurgericht dem Wiederaufnahmeverfahren stattgegeben und das frühere Urteil gegen Peter Vosshagen wegen erwiesener Unschuld aufgehoben. Als am nächsten Sonntag der Pfarrer auf die Kanzel trat und zum zweiten Male das Aufgebot des Johann Vosshagen vorlas, fügte er hinzu: "Durch Urteil des Schwurgerichts in X. ist der verstorbene Peter Vosshagen wegen erwiesener Unschuld nunmehr freigesprochen worden. Wir wollen Gott für diese Ehrenrettung eines angesehenen Mannes und seiner Familie Dank sagen und ihn täglich bitten, dass er uns nicht in Versuchung führe!"

Und diesmal sass die Gemeinde tief ergriffen und auch ein wenig schuldbewusst. Als aber vierzehn Tage später Anna Maria Sievers auf Vosshagens Hof als junge Frau einzog, war die Dorfstrasse geschmückt wie beim Einzug des Bischofs . . .



Darum, Freunde, lasst uns nimmer

dem, was schwer ist, feige weichen;

Schweres, selbst das Schwerste zwingen

ist des rechten Mannes Zeichen.

Der Christ in der Welt . . . .
wie ihn die Apokalypse sieht

Von Rev. Joseph Erne

Die Geheime Offenbarung des heiligen Apostels Johannes ist das grosse Trostbuch der Christenheit auf ihrem Kreuzweg durch die Jahrhunderte, durch Völker und Erdteile. Sie ist deswegen das Trostbuch der Christenheit, weil sie den endgültigen Sieg Gottes auf dieser Welt in prophetischer Schau darstellt und weil erst die Geheime Offenbarung ein wirkliches Verstehen der unaufhaltsam ihrem Ende zueilenden Weltgeschichte möglich macht! Die Geschichte der Menschheit ist nicht ein sinnloses Auf und Ab von Völkern und Mächten, ein Kommen und Gehen, in dem der einzelne ein namenloses, unverantwortliches Kraftatom darstellt, sondern die Geschichte—seit Christus!—ist ein ungeheures Schlachtfeld eines verzweifelten und erbitterten Ringens des Satans um seine Behauptung vor dem unendlichen Gott. Die Geheime Offenbarung gibt uns wenigstens eine bescheidene Möglichkeit, den Sinn und Lauf der Geschichte zu deuten und zu verstehen.

Welches ist die Stellung des Christen in diesem ungeheuren Kampf, den jede Generation bis zum Ende der Zeiten auszufechten hat? Die Antwort auf diese Frage ist für den Augenblick gesehen bitter: Es ist dem Christen keine friedliche Entwicklung zu einer glücklichen, aus rein innerweltlichen Kräften lebenden Zukunft beschieden! Haben nicht alle diese Träume bisher getäuscht?! Ist je eines von diesen Zukunftsversprechen eingelöst worden, ganz gleich, von welcher Seite es kam? Es ist dem Christen vielmehr eine Entscheidung in einem Kampf auferlegt, der erst am Ende dieser Welt eindeutig, klar und vor aller Augen für Gott entschieden wird!

In der Vision von dem himmlischen Weibe und dem feuerroten Drachen schaut der Apokalyptiker Johannes einen Höhepunkt des ununterbrochen durch die Zeiten tobenden Kampfes. Der Drache will den Messias gleich nach seiner Geburt verschlingen. Sein Vorhaben wird vereitelt, das Kind wird zu Gott auf seinen Thron entrückt; Satan und sein Anhang werden aus dem Himmel verjagt und auf die Erde hinabgestürzt. Aber Satan gibt sein Spiel noch nicht verloren. Er verfolgt das Weib, die Kirche Gottes auf Erden. Doch Gott nimmt sich ihrer an. "Da geriet der Drache in Wut über das Weib und machte sich daran, gegen ihre übrigen Kinder Krieg zu führen, mit denen, welche die Gebote bewahren und am Zeugnis festhalten."

In dieser Zeit der Drangsal, in Verfolgungen und Todesgefahr gilt es für den Christen standhaft zu bleiben und auszuharren auf seinem Posten. Es ist gerade ein Hauptanliegen der Geheimen Offenbarung, die natürliche Furchtsamkeit das Grauen vor dem Tod zu dämpfen und zu einer alles Irdische daransetzenden Entschlossenheit zu erziehen. Den Helden, den Martyrer will sie formen! Die Offenbarung täuscht nicht im mindesten über die Härte und Unerbittlichkeit des gegenwärtigen und kommenden Kampfes; sie macht vielmehr den Blick klar, frei und wahr für alle Schrecknisse und Greuel der Welt, so wie sie wirklich ist. Sie predigt aber auch unermüdlich, dass Gott am Ende einen glorreichen Sieg davontragen wird. Sie versichert uns, dass alle Todesnot der Gegenwart, aller Untergang und alles Sterben nur das Vorspiel des ewigen Lebens ist.

In tiefem Bewusstsein ihres endlichen Triumphes sollen die Gläubigen ausharren! Sie werden um des Namens Jesu willen zu leiden haben. Mitten im Toben der satanischen Gewalten müssen sie am Namen Gottes festhalten. In den Schrekken der Endzeit ist Standhaftigkeit und Glaubensstärke der Heiligen notwendig. Wer aber bis in den Tod hinein treu ist, kämpfend stirbt und so sterbend siegt, der wird den Kranz ewigen Lebens erhalten. Der Sieger wird überreichen Lohn empfangen und dem, der das Aeusserste hingegeben hat wird auch besondere Herrlichkeit zuteil werden. — In allen diesen von aussen kommenden Heimsuchungen aber muss die Gemeinde Gottes auch einen Kampf nach innen führen. Wenn sie vor Gottes Augen bestehen will, muss sie alles ausmerzen, was sie lähmen oder schwächen könnte. Immer gibt es in der Kirche Dinge und Menschen, die vor dem strengen Gericht Gottes nicht bestehen können. Die Christen lassen sich durch antichristliche Propaganda, durch Drohungen und Gewalt und Gefängnis beeinflussen; es gibt Lauheit, Aeusserlichkeit und Erstarrung, verblendete Selbstgerechtigkeit und Hochmut!

So steht der Christ in einem erbitterten Zweifrontenkrieg! Es bedarf, soll er siegreich kämpfen, lauterster Christlichkeit nach innen und starkmütigsten Heldentums nach aussen. Jeder Christ hat Zeugnis zu geben für Christus, ein Zeugnis das sich ganz erst im christlichen Tode vollendet. Deshalb ist der um Jesu willen Getötete der "Zeuge" schlechthin, der "Martyrer." In seinem Sterben gewinnt er die engste

und unmittelbarste Verbindung mit dem "geschlachteten Lamme," mit dem gekreuzigten Jesus Christus selber. — Der Christ darf niemals auf Erbarmen, auf Waffenstillstand, auf Verhandlungen, auf Frieden von der Welt her rechnen! Er muss immer Soldat, immer kampfbereit sein! Die Geheime Offenbarung macht noch einmal deutlich, dass das Christentum die Welt heroisch ansieht, so heroisch, dass jeder "weltliche" Heroismus demgegenüber als Harmlosigkeit enthüllt wird! Der Christ weiss, dass das Leben des Menschen einen furchtbaren Ernst hat. Jeder Mensch muss sich entscheiden, das ewige Heil steht auf dem Spiel! In dem Kampfe Satans gegen Gott muss man Partei ergreifen! Dabei sind dem Christen — rein weltlich gesehen — nicht die mindesten Hoffnungen gemacht. Er muss standhalten bis zur völligen Vernichtung. Er muss entschlossen sein, das Leid, die Not, die Bedrängnis, den irdischen Tod bis zum Ende auszukosten. Erst in dieser Bereitschaft zur äussersten Bewährung wird er reif und würdig, an dem Siege Gottes und Seiner ewigen Herrlichkeit teilzunehmen.

ZUM ERNTEDANKTAG

Nun danket Gott! Der Bäume süsse Frucht,
der Gärten Früchte sind hereingebracht,
des Feldersegens golden-schwere Garben.
Es herbstet mählich schon in der Natur,
doch heut' verschönt ein eig'ner Glanz die Flur,
die Wälder prangen festlich, wunderfarben.

Zum Fest der Ernte. Bunt im Sonnenglanz
geziert mit Bändern hängt der Erntekranz,
der Stolz der Mägde, in bekränzter Halle.
Nach langen Wochen voller Müh' und Plag'
belohnt ein Freudenfest, ein Ehrentag,
den Bauern und die treuen Helfer alle.

Und diese Freude teilt das ganze Land.
Schafft für uns alle nicht des Bauern Hand?
Für alle reift die Frucht im Ackergrunde.
Und ist die reiche Ernte nun herein,
wer wollt' nicht auch dem Bauern dankbar sein,
ihm Ehre geben in der Festesstunde.

Vor allem aber gilt es Dank zu zollen,
dem Herrn der Ernten und der Ackerschollen;
er neigt sich immer gnädig uns'rer Not.
Er, dessen Huld und Güte ohne Ende,
gab auch der neuen Ernte reiche Spende,
liess herrlich reifen uns das neue Brot.

Zu Gott, der liebend uns so reich gegeben,
lasst dankbar heut' uns Herz und Hand erheben,
zum Herrn der Ernten aller, aller Zeit.
Die Scholle brachen wir und streuten Samen,
er aber sprach im Fruchtland gross seine Amen!
Sein Name sei gelobt in Ewigkeit.

(Friedr. C. Meyer)

Das Kreuz unter Blumen

Das Kreuz, das man auf Golgatha
Von Dornen wild umwuchert sah,
Blickt nun hervor gar licht und hehr
Aus einem duft'gen Blumenmeer.

So dem, der Kreuzesdornen trägt,
Auch einst die Frühlingsstunde schlägt.
Er schaut aus dunkler Büssernacht
Ins Licht der ew'gen Blumenpracht.

Anton Hungari.



Ein Monatsheiliger . .



ST. WOLFGANG

(31. Oktober)

Der heilige Wolfgang, unser schwäbischer Landsmann aus Pfullingen bei Reutlingen, hat ein so bewegtes, an Arbeit für die Kirche und die Seelen so reich ausgefülltes Leben, dass es nicht möglich ist, dasselbe in wenigen Worten genügend zu schildern. Schon seine Jugendtage waren von wilden Stürmen umtobt. Es war die böse Zeit, in der die damals noch heidnischen Ungarn in Bayern und Schwaben einfielen und bis nach Buchau vordrangen; sie wandten sich dann zum Bodensee und überfielen und plünderten die Stadt St. Gallen unter Mord und Brand. Wie mancher traute sich da keinen Schritt von zu Hause weg und zumal in die weite Ferne! Wolfgang aber ging trotz aller Gefahren auf die Insel Reichenau, um dort Herz und Geist auszubilden. In Reichenau befreundete er sich mit Heinrich von Babenberg, dem nachmaligen Erzbischof von Trier. Dieser drängte ihn mit glänzenden Anerbietungen, ihm nach der schönen Stadt an der Mosel zu folgen; doch Wolfgang trachtete nicht nach weltlichen Ehrenstellen; er widmete sich der Erziehung der Jugend und freute sich, die edle Saat auf einen solch wohlbehüteten Acker auszustreuen. Auch als Erzbischof Bruno von Köln Wolfgang die höchsten Ehrenstellen antrug, lehnte er ab. Er trat in das Benediktinerkloster Einsiedeln in der Schweiz ein, schon einundvierzigjährig, machte das Noviziat in Demut und Gehorsam mit und wurde ein Vorbild für alle Mönche. Im Jahre 968 erteilte ihm der heilige Bischof Ulrich von Augsburg die Priesterweihe. Dem Rate dieses Bischofs folgend, begab er sich im Jahre 971 nach Ungarn, um dort als Missionar unter den Heiden zu wirken. Doch wurde er trotz alles Sträubens zu Höherem berufen. Im Jahre 973 wurde er zum Bischof von Regensburg geweiht.

Rastlos und unerschrocken arbeitete er in diesem Amt an der Erneuerung seiner Diözese. Die vielen Kriege hatten das Land verwüstet und das Volk verwildert. Wolfgang bereiste fleissig seinen Sprengel. Er predigte selbst in allen Kirchen und trug den Priestern strenge auf, dem Volke die Wahrheiten des Heiles zu verkünden.

Wo er Missbräuche vorfand, stellte er sie mit Klugheit und Milde ab und schärfte allen Seelsorgern Wachsamkeit über sich und ihre Herde ein. Die Gläubigen forderte er zu ernster Busse und zum Gehorsam gegen ihre Obern auf; so brachte er es in kurzer Zeit dahin, dass die ganze Diözese ein ganz anderes Aussehen gewann.

Gross war also Wolfgang in seiner vielseitigen Lebensarbeit, das grösste an ihm aber war sein Sterben.

Auf einer Dienstreise wurde er von einem Fieber befallen, das sich von Stunde zu Stunde steigerte. Furchtlos ging er aber dem Tode entgegen. Als eine grosse Menge herbeigeströmt war, um den hl. Bischof nochmals zu sehen und man sie abwehren wollte, sprach der Mann Gottes: "Oeffnet die Türen und lasset alle herein, die mich sterben sehen wollen. Wir sind nun einmal sterbliche Menschen. Sterben ist keine Schande. Schande bringt nur ein schlechtes Leben. Wir müssen dem Tode den schuldigen Tribut zahlen, da ja Christus, der dem Tode nichts schuldig war, sich nicht schämte, am Kreuze für das Heil der Welt zu sterben. Es mag daher jeder an meinem Tode schauen, was er in seinem eigenen zu erwarten und zu fürchten hat. Möge Gott mir armen Sünder gnädig sein bei meinem Tode und ebenso einem jeden, der meinen Tod mit Furcht und Zittern betrachtet." Das waren die letzten Worte Wolfgangs, dann verschied er. Der 31. Oktober des Jahres 994 wurde sein Geburtstag für den Himmel,

* * *

Gut sterben können, das ist das grösste Kunstwerk des Lebens! Wie man das fertig bringt, das sehen wir am Allerheiligenfest in Tausenden von Vorbildern; denn das gute Sterben ist immer das Letzte in einem guten christlichen Leben. Bist du ein Bauer, so sieh auf die heiligen Vorbilder im Bauernstand, einen Wendelin, einen Isidor, die mit der Hand den Pflug bearbeiteten und das Herz bei Gott hatten. Bist du ein Handwerker, so sieh auf den hl. Josef, auf den seligen Jakob Griesinger, den hl. Crispin, die solide und ehrliche Arbeit verrichteten, weil sie wussten, dass der am leichtesten sterben kann, der keine Ungerechtigkeiten auf dem Herzen hat. Bist du eine Familienmutter, so nimm etwa die hl. Johanna Franziska von Chantal zum Vorbild, die ihre vier Kinder so vortrefflich erzog; bist du aber ein Kind, so sieh auf Aloisius oder Stanislaus

Kostka und Johannes Berchmanns, die ihre Jugendtage in unberührter Unschuld zubrachten und ihre junge Seele wie eine weisse Lilie vor Gottes Thron brachten. Jeder Heilige war wieder ein anderer Mensch und hat wieder einen andern Lebensgang gehabt; eines aber ist ihnen allen gemeinsam: das gute Sterben. So steht fest: wollen auch wir gut sterben, dann dürfen wir nur ihrem Beispiel folgen.

Lasst uns nun ein Vaterunser beten um eine gute Sterbestunde.

———o———

Warum Gott die Leiden schickt

Auf diese Frage antwortet Alban Stolz schön: "Gott ist auf eine Art wie ein B ldhauer, und die Seele ist der Marmorstein. Widerwärtigkeit sind Meissel und Hammer in der Hand des göttlichen Meisters. Da meisselt nun Gott jahrelang an mancher Menschenseele herum durch zugesandten Schmerz und Kummer, wie wenn er nichts Ganzes mehr an ihr lassen und s:e zusammenschmettern wollte. Aber es ist nicht so bös gemeint. Er will nur die Rauheiten und Ecken weghämmern und ein schönes Heiligenbild daraus machen, würdig, im hohen Tempel des Himmels aufgestellt zu werden für ewige Zeiten."

———o———

Es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tun es; nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich das andere.

Frauenkleidung . . .

P. Jos. Schneider O.M.I.

Winter und Sommer haben ihre eigentümlichen Schwierigkeiten mit ihr. Beide Male handelt es sich nicht darum, was die Töchter Eva's anhaben sondern was sie n i c h t anhaben.

In der kalten Jahreszeit kleiden sie sich dünn und in der warmen noch dünner. Die Folge ist: sie frieren in der Kälte leicht und lieben es im überheizten Raum zu sitzen, natürlich auf Kosten des Mannes, seiner Gesundheit, seiner Bequemlichkeit und seines Geldsacks. Der Frauen Sommerkleidung aber greift noch tiefer hinein ins Männerleben: sie rüttelt erbarmungslos an den Falten ihrer Seele; an ihrem Gewissen, ihrer Tugend, ihrer schwächsten Seite. Ahnst du schon, wo ich hinaus will?

Im Frühjahr kommen die neuen Kataloge ins Haus geflogen. Die Frauen und Mädchen stürzen sich darauf mit Neugierde und echter Spannung: sie sind ihnen kostbarer als die Bibel. Die Männer haben es nicht so eilig mit dem Inspizieren. Für sie gibt's ja keine Neuigkeiten mit den Modeblättern. Es sind fast stets die althergebrachten Stoffe und der altgewohnte Schnitt. Es kann sie deshalb nicht aus der Ruhe bringen. Sie beneiden auch die Frauen nicht; machen ihnen eher gerne ein paar Zugeständnisse. Wissen sie doch, dass bei den Weibern die Mode ungefähr dieselbe Rolle spielt wie bei den Männern das Bier! Und doch fragt sich mancher von ihnen voll Bangen beim Erscheinen des neuen Katalogs: "Wie eng und dünn und kurz werden diesmal wohl die Röcke sein?"

So fragt sich mancher christliche Familienvater, dem noch etwas liegt am jungfräulichfraulichen Benehmen seiner Töchter. So fragt sich mancher ergraute Professor, der weiss vom ewigen Auf und Ab im verruchten Spiel der weiblichen Reize auf die Männerseele und ihren stärksten Trieb. So fragt sich mancher Priester, dem es bangt um das Heil der schwerkämpfenden männlichen Jugend. Wer schaut so tief in die Abgründe der Seelen wie er? Keiner weiss deshalb so gut wie er um die bittere Not des tagtäglichen Kampfes zwischen geistigen und fleischlichen Gewalten in der Menschenbrust.

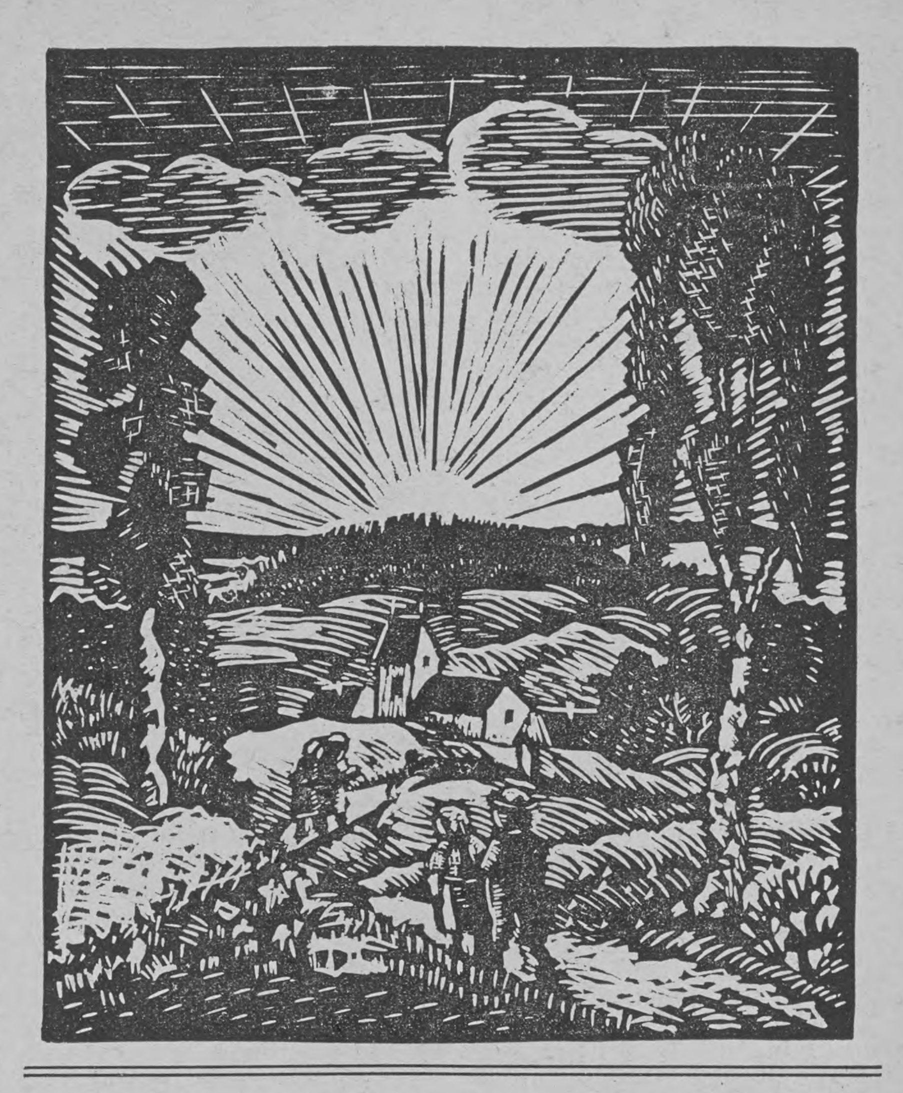
Um so unbesorgter bleibt in all diesen Dingen die moderne Frau. Die Tragik dieser Unbekümmertheit besteht darin, dass sie das Geheimnis der Erbsünde vergessen hat. Gälte das nur von verheideten Welt- und Gesellschaftsdamen, es wäre schlimm genug. Was das Elend unsäglich vergrössert, ist die Gedankenlosigkeit jener, die sich Gottes Kinder nennen; die sich grundsätzlich zu Christus und Seiner hl. Mutter bekennen. Ja, auch d i e scheinen dem Geheimnis der Erbsünde keine Beachtung zu schenken. Sie zeigen es durch eine kritiklose Hinnahme sehr bedenklicher, oftmals grob unsittlicher Kleidermoden. Mehr noch durch eine Art bewusster und gewollter Unzugänglichkeit gegen irgendwelchen diesbezüglichen Zuspruch oder gegen irgendeine obrigkeitliche Verfügung. Man mag sie in der Beziehung jungen Leuten vergleichen, die zum ersten Mal das Liebesfieber packt: es bringt sie mit dem Kirchengesetz und allem gesunden Menschenverstand in Konflikt; aber sie gehorchen keinem Priester und keinen Eltern mehr; gehen in Blindheit und Taubheit ihren Weg und mag dabei ihr ganzes Lebensglück zerschellen. So verhalten sich die viele Frauen gegenüber

jedem Tadel ihrer Kleidung. Beanspruchen in ihrer Beurteilung und Auswahl unbeschränkte Freiheit. Betrachten es als ihr ureigenstes Gebiet, und es soll ihnen keiner in irgendeiner Weise dazwischen reden. Wahrlich eine delikate Sache! Wie soll man ihnen nur beikommen?

Zunächst lasst uns ihnen sagen, dass kein Mensch daran denkt, ihnen ihre berechtigten Modeansprüche zu beschneiden. Nicht einmal der Papst! Wie könnte er nur Pläne schmieden gegen weibliche Schönheit! Wie könnte er nur wollen, dass unsere Frauen und Mädchen in Holzschuhen und Zigeunerkitteln herumspazieren! Was die Freunde und Hüter der guten Sitte beanstanden, ist die Dreistigkeit und Frechheit moderner Frauengewänder in der Oeffentlichkeit; besonders in Tanzlokalen, an den Badeorten und auf der Theaterbühne. Gelehrte, die überall bis auf den Grund der Dinge gehen, reden vom Blickfang in der weiblichen Aufmachung. Sie verstehen darunter die betonten Stellen, die das Auge gefangen nehmen und es zur intensiven Beobachtung an sich fesseln. Ist es das Antlitz, dann gleitet das Auge wie von selber weiter zur Betrachtung der Persönlichkeit. Dies sollte die Regel sein. Leider ist aber heutzutage der Blickfang bedenklich verschoben. Verschärft wird er noch durch die aufdringliche Engheit der Kleidungsstükke, die gewisse weibliche Geschlechtsmerkmale in ungebührlichster Weise hervortreten lässt. Und dagegen sollte man nicht protestieren!

Der Protest stützt sich auf die einfache Ueberlegung: was ins Schlafgemach hineingehört, gehört nicht auf die Strasse; was zulässig ist im Badezimmer, das darf man nicht auf den Marktplatz schleppen. Aber gerade das geschieht. Und die Folgen davon springen einem jeden in die Augen.

Eine Folge ist die Vernichtung des Schamgefühls, das die göttliche Weisheit zum Schutz der Keuschheit in jedes Menschenherz hineingepflanzt hat. Es ist die instinktive Angst vor dem Sichwegwerfen. Es merkt die geringsten Gefahrzeichen und warnt: "Wirf die Geheimnisse deines Leibes nicht unberufenen Blicken hin!" Eine andere Folge ist die Tötung der Bescheidenheit und mit ihr eine Verrohung der Sitten und des weiblichen Benehmens. Wie Dorothy Dix es schlagartig beleuchtet: "Vor 30 Jahren fragte man mich, ob die Mädchen einem jungen Mann beim Anziehen des Mantels behilflich sein dürften; heute will man wissen, ob sie in der Einsamkeit des Urwaldes week-ends mit ihnen verbringen können!" Dazu kommt als dritte Folge die Züchtung brutaler Rücksichtslosigkeit gegenüber den eigenartigen Nöten des männlichen Geschlechts. Und das is eine schreiende Ungerechtigkeit. Wären wir noch im Paradies, die Bewahrung der Keuschheit wäre uns allen eine Kleinigkeit. Aber jene schöne Welt ist längst verschwunden. Was von ihr verblieb, sind einzig die Blumen und die Sterne unschuldiger Kinderaugen. Im



In der Kinderwelt steht die ganze Nachwelt
vor uns, in die wir, wie Moses ins gelobte Land,
nur schauen, nicht kommen.

Jean Paul.

übrigen ist die Menschennatur ganz aus dem Gelenk gerissen; all ihre Kräfte in wildem Durcheinander auf den Kopf gestellt. Besonders in Sachen der Sinnlichkeit hat sie die Kontrolle über sich verloren. Es quält sie ein bedauerlicher Zug nach unten; ein Drang zu ungezügeltem Geschlechtsgenuss; zu Exzessen und zur Perversion d.h. zu unnatürlichem und widernatürlichem Gebrauch der Fortpflanzungsfähigkeit. Und das findet sich besonders ausgeprägt bei der Männerwelt, die nach Gottes Weltplan in jenem Geschäft die aktive und angreifende Rolle spielt.

So viele Frauen tun, als hätte das alles nichts zu sagen. Verteidigen ihre Liederlichkeit mit den fadenscheinigsten Entschuldigungen: "Dem Reinen ist alles rein, sagen sie. Die Wilden laufen ganz nackig herum. Die Männer sollen einfach nicht hinschauen." Das ist natürlich genau so gescheit, als wenn man einem Stier ein rotes Tuch hinhält oder einem Tiger frisches Blut. Man streicht ihnen den Buckel und sagt, sie sollen sich schön ruhig verhalten. Genau so zwingt unsittliche Kleidung den Männern immer wieder Akte heldenmütigster Selbstbeherrschung auf. Jedes Jahr; Tag für Tag. Welcher Durchschnittsmann kann so etwas aushalten? Welcher Jüngling mit kochender Lava in der Brust wird ungeschoren darüber hinwegkommen?

Kein Wunder, dass die Hydra (siebenköpfige Schlange) der entfesselten Geschlechtslust so rasend geworden! Dass keiner mehr an Selbstzucht denkt. Dass Zuchtlosigkeit (Unzucht) so zur traurigen Mode geworden ist! Dass Einzelmensch und Gesellschaft in einer Art seelischer Verzweiflung vor dem Trieb die Waffen streckt. Dass massloses Wühlen im Fleisch zur Selbstverständlichkeit geworden: Ehebruch und Ehescheidung; eheliche Unenthaltsamkeit mit gegenseitiger Masturbation. Dass Ueberfälle auf Kinder zu sündhaftem Missbrauch immer mehr die Polizei beschäftigen. Dass unsere Soldaten in Blau und Grau sich zum geschlechtlichen Sichausleben voll berechtigt glauben. Es ist die bittere Folge eines ungesunden und unnatürlichen Reizzustandes beider Geschlechter, herbeigeführt durch Gewissenlosigkeit der Presse, des Theaters, des Vergnügungswesens und der Frauenkleidung: ein ganzes System, das mehr und mehr die öffentliche Sittlichkeit und Ehrbarkeit niederreisst!

Eine Neuorientierung ist geboten. Sie heisst: Zurück zur Lehre der Kirche; zu den päpstlichen Vorschriften und zum Geiste der Martyrer. O ja, die Kirche weiss, warum sie betet: Vom Geist der Unkeuschheit, erlöse uns, o Herr! Und der Papst weiss, warum er immer wieder auf die Grenzen zwischen Anstand und Anstandslosigkeit hinweist. Ein ehrbares Kleid geht nach Weisungen des Hl. Vaters bis zum Halsgrübchen; nach unten eine Handbreite unter die Knie und an den Armen bis auf die Ellenbogen. Und der Geist der Blutzeugen? Er leuchtet uns entgegen aus den letzten Augenblicken der hl. Perpetua und Felicitas. Sie wurden einmal an Cäsar's Geburtstag zur Belustigung der Garnison in Karthago (Nord - Tunisien) hingerichtet. Beide zählten nur 21 Jahre; beide hatten ein Kindlein an der Brust. Und doch schritten sie zum Martyrium wie zu einem Festgelage. Zum Tod durch Bestien verurteilt, quälte sie nur eine Sorge: nicht in Netze eingewickelt dem blutdürstigen Raubvieh entgegentreten zu müssen. (Es hätte ihre Leiber den gierigen Blicken des Soldatenpöbels ausgesetzt). Um diese Gnade beteten und fasteten sie in der Stickluft ihres stinkigen Kerkerlochs. Von einer rasenden Kuh in die Luft geschleudert, spotteten sie ihrer zerschundenen Glieder. Ihre einzige Sorge war, die Risse im Gewand, die das spitzige Horn gerissen, zu verknoten. Und dann gaben sie sich dran, ihr schönes Haar zurechtzumachen, das der Sturz aus der Höhe zerlöst. (Aufgelöstes Haar war in jenen Zeiten das äussere Zeichen schwerer Herzenstrauer). Wie Königinnen wollten sie in den Tod gehen. Herrlicher Beweis, wie bei edlen Frauen himmlische Reinheit stets mit übermenschlichem Heldenmut zusammengeht!

Die Kirche hat seit Jahrhunderten ihren Geburtstag für den Himmel in Ehren gehalten. Pius X. hat ihn zum Rang eines höheren Festes erhoben. Er ist jener Papst gewesen, der auszurufen pflegte: "Gebt mir ein Heer echt christlicher Mütter, und ich werde mit ihnen die Welt erneuern!"

Geduld ist bitter, aber ihre Frucht ist süss.

Geduld öffnet alle Türen.

An Frauentreu steigt jedes Volk empor,
An sittlicher Verwildung hernieder.

Achtung ist nicht die Wurzel, aus welcher die Liebe erwächst, aber sie ist die Ulme, an der sich jene aufrankt und ihre köstlichsten Blüten bringt.

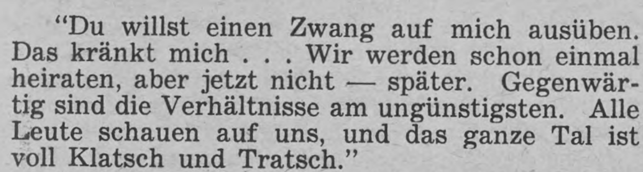
Hässliche Gesinnung gegen den Nächsten gibt sich am aufrichtigsten in der Schadenfreude kund.

Der Zaunkoenig



(Fortsetzung)

Von Reimmichel



"Du willst einen Zwang auf mich ausüben. Das kränkt mich . . . Wir werden schon einmal heiraten, aber jetzt nicht — später. Gegenwärtig sind die Verhältnisse am ungünstigsten. Alle Leute schauen auf uns, und das ganze Tal ist voll Klatsch und Tratsch."

"Alberta, ich merk es gut, du schämst dich meiner", klagte er. "Deine Leute haben mich ganz schwarz gemacht."

"Du beleidigst mich wieder. Jetzt hab ich genug. Ich geh heim."

"Bleib da!" rief er halb bittend, halb befehlend. Ich muss eine Gewissheit haben."

"Die hast du schon. Ich hab dir ja gesagt, das ich vorläufig nicht heirate."

"Also gibst du mir den Abschied? Sei aufrichtig!"

"Von Abschied ist keine Rede. Nur warten musst du."

"Warten tu ich nimmer."

"Was willst du dann machen?"

"Ich? Ich? . . . Alberta . . . du . . ., dein Wort musst du halten."

"Ich habe dir nie ein Wort gegeben, von heute auf morgen zu heiraten."

"Aber deinem Onkel Erasmus hast du heilig versprochen, dass du drei Wochen nach seinem Tode mit mir Hochzeit haben wirst. Die Zeit ist längst vorbei."

"Eben deshalb verschlägt es nimmer viel, wenn wir noch eine Zeitlang warten."

"Mir verschlägt es viel. Es handelt sich um meine Ehre, mein Glück, mein alles."

"Meine Ehre ist auch etwas wert. Wenn du mich lieb hast, musst du warten."

"Ich warte nicht mehr."

"Ist das dein letztes Wort?"

"Ja, mein letztes. Ich steh nicht mehr davon ab."

Albertas schwarze Augen unter dem wundervollen goldenen Haar blitzten zornig auf. In ihrem Stolz, in der heissen Gier, den Sieg über ihn zu gewinnen, schreckte sie auch vor dem äussersten Mittel nicht mehr zurück. Langsam drehte sie den Verlobungsring, den er ihr vor einem halben Jahr gegeben hatte, zog ihn vom Finger, schob ihn über den Tisch hin dem jungen Mann zu und sagte in eisigem Ton:

"Da hast du deinen Ring. Gib ihn nur einer anderen."

Die Augen des Zaunkönigs wurden furchtbar gross, sein Gesicht kreideweiss. Mit entsetzten Blicken starrte er auf den Ring, als sähe er etwas Schreckhaftes. Wie in Fieberfrost schlotterte sein Körper, von seinen Lippen kam nicht der leiseste Laut. Alberta, die sicher gehofft hatte, er werde zusammenknicken und ihrem Willen sich beugen, wartete eine Minute lang. Als er aber stumm und steif da sass und nur unausgesetzt den Ring anstierte, sprang sie jäh auf und schritt den Hohlweg hinunter. Immer noch hoffte sie, dass er nachkommen, sie anrufen und heiss wieder um ihre Liebe bitten werde. Darum blieb sie mehrmals stehen und schaute zurück. Er rührte aber keinen Fuss und tat keinen Mund auf. Da bekam sie es mit der Angst zu tun. Er wird doch keine Dummheiten machen? Fähig wäre er schon, in seinem Zorn sich zu übereilten Schritten fortreissen zu lassen. Er muss aber doch einsehen, dass mit ihrer Handlungsweise kein voller Ernst war. Immerhin ist sie zu schroff vorgegangen. Am End hat sie durch ihr Tun alle Bande zerschnitten. Nein, sich von ihr trennen, sie gänzlich aufgeben, das kann er nicht. Dafür hat er sie zu lieb. Er wird sich die Sach im Kopf herumgehen lassen und schon in der Nacht einen Brief an sie schreiben; dann kann sie die Fäden wieder anknüpfen . . . Doch wer weiss, ob er noch einmal herwärts schaut? Männer sind unberechenbar in ihren Stimmungen und Entschlüssen. Soll sie nicht umkehren, noch einmal hinaufgehen und schauen, die Dinge wieder ins rechte Geleise zu bringen? Da müsste sie aber sich selbst anklagen und ihn verschämt um den

Ring bitten. Nein, diese Verdemütigung bringt sie nicht über sich. Den ersten Schritt zur Versöhnung muss er tun. Und gar so pressieren wird das Ding in keinem Fall. Morgen kann sie ja wieder einmal am Uhrmacherhause vorbei gehen, freundlich in die Werkstatt hinein grüssen, ihn ein wenig auslachen, dass er die Sache so ernst genommen hat, und alles kommt wieder in Ordnung. . . . Nun eilte sie mit raschen Schritten heimzu, ohne noch einmal umzusehen.

Unterdessen sass der Zaunkönig immer noch droben am Birkenbühel, totenbleich, regungslos wie eine Steinfigur. Seine Hände und Füsse waren eiskalt, sein Blick stier, seine Gedanken wirr. Er vermochte überhaupt keinen anderen Gedanken zu fassen als: "Mein Glück ist zerschlagen und vernichtet. Es ist alles aus." Hin und wieder ging ein Zucken durch seinen Körper, wie wenn er einen Messerstich ins Fleisch erhalten hätte. . . . Es verrann eine halbe Stunde, eine zweite, und immer noch sass er droben im gleichen dumpfen, entgeistigten Hinbrüten. Mit einem Mal aber kam ein unheimliches Leuchten in seine Augen. Er strich sich mit der Hand über die Stirne, schüttelte den Kopf und versank wieder ins Grübeln. Schwere Atemzüge hoben seine Brust. Plötzlich stand er auf und keuchte: "Sie mögen von mir reden, was sie wollen. Ich brauch nichts mehr und will nichts mehr in Lautersgaden." Er griff nach dem Ring, fuhr aber jäh zurück wie vor einer Viper. Nein, der heillose Ring mag liegen, wo er liegt — er würde ihm wie Feuer in der Hand brennen . . . Schon begann es zu dunkeln. Da gab es für den unglücklichen jungen Mann kein Zögern mehr. In mächtigen Sätzen rannte er hinab in den Markt, wo er einen Kramladen aufsuchte und eine Kanne Petroleum kaufte. Damit eilte er hinaus in das Uhrmacherhaus und verschloss sich dort einige Zeit. Er holte sein Reisekofferchen hervor, packte etliche Kleiderstücke u. etwas Wäsche hinein und nahm das wenige noch vorhandene Geld zu sich. Dann schichtete er in den einzelnen Räumen des Hauses aus Packstroh, Hobelreisern, Holzwolle und Kistenbrettern Häufchen auf und goss Petroleum darüber. Noch einmal schaute er in jedes Zimmer hinein —, stöhnte und ächzte. — Nein, da gab es kein Ueberlegen mehr . . . Er zündete die Häufchen des feuergierigen Stoffes rasch nacheinander an, öffnete mehrere Fenster, eilte mit dem Kofferchen hinab in den Hausflur, verriegelte die hintere Haustür von innen, trat durch die vordere Tür ins Freie und sperrte sie mit dem Schlüssel von aussen. Den Schlüssel warf er weit ins Gras hinüber und stapfte dann, das Kofferchen in der Hand tragend, mit rasch ausholenden Schritten wieder zum Birkenbühel hinauf. Als er zur Hälfte droben war, schaute er zurück. Da stieg schon eine mächtige schwarze Rauchsäule über dem Dach seines Hauses empor, und durch die Fenster heraus leckten die roten Flammen. Im Markt drinnen wurden Schreckensrufe laut, ein gellendes Trompetensignal schnitt durch die Luft, und schon heulten die Feuerwehrhupen, vom Kirchturm klangen die kurzen Sturmschläge der Glocken. Da ging ein furchtbares Getöse, ein Lärm und ein Rennen los, Wagen rasselten krachend über das Pflaster. Doch ehe die Feuerwehr eingreifen konnte, schlug schon aus dem Dach des brennenden Hauses eine gewaltige Stichflamme in den Nachthimmel empor und und warf ihren Lichtschein über das Tal, den Wald und die Berge. Nun sah der Zaunkönig, der auf einem Baumstrunk sich niedergelassen hatte, wie es drunten von Menschen wimmelte, wie sie versuchten, noch in das Haus einzudringen, er hörte das Dröhnen der Balken, mit denen sie die Haustüre einstiessen, daneben das schreckliche Prasseln, Knallen und Knattern des Feuers. Einmal glaubte er, mitten aus dem Lärm heraus den gellenden Jammerschrei einer Frauenstimme zu vernehmen, doch konnte er etwas Sicheres in dem grässlichen Durcheinander nicht feststellen. Er merkte bloss, wie sein schönes Haus, an dem er so grosse Freude gehabt, an dem er mit solcher Liebe gehangen war, von dem gefrässigen Element verschlungen wurde. Immerfort stierte er in das Feuer hinein, seine Augen schmerzten ihn, seine Lippen zuckten, kalter Schweiss rann über Gesicht und Hals. — Und da stürmten vom Berge herunter, von Freiegg und Waldeben, Bauern mit ihren Dienstleuten — an ihrer Spitze der Haggenbauer Linus. Als dieser den Zaunkönig erblickte, wie er zusammengekauert auf dem Baumstrunke da sass, schrie er ihn an:

"Mensch, was tust du? Siehst du nicht, dass dein Haus brennt?"

"Das weiss ich längst schon", erwiderte dumpf der Uhrmacher, "ich hab es selber angezündet."

"Was? Du hast dein Haus in Brand gesteckt? Bist du verrückt?"

"Nein. Aber ich will nichts mehr besitzen, was von der Hallerischen Sippschaft stammt. Ihr habt mir alles genommen, Ehre und guten Namen und noch mehr.. Jetzt soll auch das Haus zum T . . . l gehen."

"Kerl, die Branstiftung wird dir teuer zu stehen kommen."

"Das Haus ist mein Eigentum; ich hab es rechtlich übernommen und auch die Taxen bezahlt. Mit meinem Eigentum kann ich machen, was ich will. — Versichert ist's auch nicht."

Erschüttert standen die Bauern um ihn. Da keuchte er:

"Lasst mich in Ruhe! Geht heim — drunten ist nichts mehr zu holen."

Sie eilten aber doch hinab zur Brandstätte, wo die Feuerspritzen mit Vollkraft arbeiteten. Jedoch schon stürzte der Dachstuhl krachend zusammen und Millionen Funken wirbelten im glühenden Tanz zum Himmel. Im Innern des Hauses jagten die Feuerschlangen rasend hintereinander her. Da gab es nichts mehr zu retten. Man konnte nichts anderes tun, als den Bau gänzlich ausbrennen lassen. — Für die Umgebung bestand keine Gefahr, weil das Uhrmacherhaus etliche hundert Schritte vom Markt entfernt war und vollkommene Windstille herrschte.

Droben unter dem Birkenbühel sass immer noch der Zaunkönig und starrte düster hinab auf sein niedergebranntes Heim. Es ragten nur noch die Mauerruinen empor, in denen die Fenster wie glühende Augenhöhlen geisterhaft leuchteten ... Der junge Mann wandte sich zum Gehen. Da überkam ihn aber ein Elend, dass er am liebsten hätte sterben mögen. Ein krampfhaftes Weinen erschütterte seinen Körper, die Tränen, die über seine Wangen rollten, waren nicht warm, sondern eiskalt. Nach längerer Zeit erst fasste er sich, nahm sein Kofferchen, ging auf einem Waldweg um den Markt herum und bog weiter draussen hinab zur Landstrasse. Auf dieser wanderte er die ganze Nacht hindurch fort und erreichte am nächsten Vormittag die Station Salhofen, wo nach einer halben Stunde der Innsbrucker Schnellzug eintraf. Ohne etwas zu essen, bestieg der arme Davongänger den Zug und fuhr unmittelbar nach Wien.

XVI.

Das Jahr ging bedeutend zur Neige. Dem Himmliskopf hatte der anrückende Winter schon eine weisse, wollige Schlafmütze bis an die Schulter herabgestülpt, die unteren Bergkämme sahen graurostig aus und über dem Schwarz des schattseitigen Waldes träumte auch am hellen Mittag die märchenhafte Dämmerung des Spätherbstes. Die rechtsseitige Tallehne aber war vom Sonnenschein übergoldet, die Fenster an den Häusern glitzerten wie Silber, und es flatterten sogar noch einige Schmetterlinge in der warmen, weichen Luft herum. An einem dieser schönen Tage des Altweibersommers—zwischen Martini und Kathreini — erschien beim Pfarrer in Lautersgaden ein Franziskanerpater, der eine abgemagerte Figur, einen hohen, von spärlichem weisser Haar umrahmten Scheitel, vergeistigte, ausdrucksvolle Gesichtszüge und ein sehr freundliches Wesen hatte.

"Grüss Sie Gott, Hochwürden! Sie werden mich nicht mehr erkennen", sagte er, ins Zimmer des Pfarrers tretend.

"Nein und doch", erwiderte der Pfarrherr, der im gleichen Alter wie der Ordensmann stehen mochte: "sehr bekannt sind Sie mir."

"Pater Albuin von Innsbruck. — Vor zehn Jahren war ich einmal hier auf Besuch bei meinem Studienfreund Erasmus Haller."

"Ah, jetzt wohl! Grüss Sie Gott, Pater Albuin! . . . Nehmen Sie Platz. Sie müssen heute mein Gast sein. Ihr Freund ist leider nicht mehr am Leben."

"Ja, der arme Erasmus. Gott hab ihn selig! — Nur seinetwegen komme ich heute zu Ihnen."

"Es haben sich nach seinem Tode viel traurige Dinge ereignet. — Sie wissen doch?"

"Nur zum Teil weiss ich davon. Ich war von Weihnachten an bis Mitte Oktober immerfort in Ungarn drunten, wo ich bei den Deutschen im Banat Missionen halten musste. Zweimal hab ich von dort aus an Freund Erasmus geschrieben, erhielt aber keine Antwort; sonst pflegte er meine Briefe, die höchstens zwei im Jahr ausmachten, regelrecht zu beantworten. Alsbald nach meiner Heimkehr, vor etwa drei Wochen, schrieb ich ihm wieder, da kam mein Brief zurück mit dem Vermerk: 'Adressat gestorben.' Dieser Tage erzählte ein Mitbruder bei Tisch von den sonderbaren Vorgängen hier, doch etwas ganz Bestimmtes wusste er nicht. Da hatte ich es eilig, herzufahren und selbst nachzuschauen. Sie können sich vorstellen, wie ich erschrocken bin, als ich die Ruine des niedergebrannten Hauses sah und von den Leuten so unglaubliche Dinge vernahm. Jetzt aber möchte ich Sie, lieber Herr Pfarrer, bitten, dass Sie mir genaueren Bescheid geben."

"Schuld an dem Unheil sind die Absonderlichkeiten des Herrn Erasmus, die er bis zu seinem Tode beibehalten hat", erklärte der Pfarrherr.

"Wie denn? Er hat sich doch nichts Unrechtes zu Schulden komen lassen?"

"Etwas Unrechtes just nicht; aber mit seinen Verwandten hat er doch ein tückisches Spiel getrieben. Hören Sie nur."

Und nun erzählte der Pfarrer ausführlich den ganzen Hergang, wie der Meister in seiner letzten Krankheit durch mündliches Testament seinen Gesellen, den Zaunkönig, als Erben für das Haus und das Geschäft eingesetzt, wie er nachher mehrere zweideutige Aeusserungen getan habe, was dann für ein Aufruhr entstand, als das bei Gericht hinterlegte schriftliche Testament nur ein leerer Papierbogen war, ohne jede Zeile eines Vermächtnisses, wie verschiedene Anzeichen für die Hinterlassenschaft eines sehr bedeutenden Geldvermögens sprachen, von dem aber nirgends eine Spur entdeckt werden konnte, wie darob der Zaunkönig verdächtigt, in einen peinlichen Prozess verwickelt und schliesslich freigesprochen wurde, dann aber aus gekränkter Ehre, Verdruss und Zorn das Haus in Brand gesteckt habe.

"War der Geselle nicht ein ordentlicher Mensch? . . . Ich habe den Burschen vor zehn Jahren gesehen, da hat er auf mich einen sehr guten Eindruck gemacht."

"Ich kann ihm als Seelsorger nur das beste Zeugnis ausstellen", erwiderte der Pfarrer. "Er war religiös, sittlich durchaus brav und sehr freundlich im Umgang. Schon dass er zwölf Jahre lang tapfer bie dem wunderlichen, argwöhnischen Herrn Erasmus ausgehalten hat, und dieser nie einen Tadel gegen ihn laut werden liess, spricht mehr als günstig für ihn."

"Ich muss mit dem Burschen unbedingt sprechen. Wo ist er denn zu treffen?"

"Das weiss niemand. Am Morgen nach dem Brand wurde er drunten in Salhofen gesehen, wo er den Eilzug bestieg. Die Leute sagen, er wäre in Wien. Ich glaube es nicht."

Nach kurzem Schweigen sagte der Ordensmann:

"Mir ist immer noch unverständlich, warum der Bursche das Haus angezündet hat, nachdem

er von der Anklage freigesprochen und seine Ehre wieder hergestellt war. Vielleicht ist der Brand doch nur zufällig ausgekommen."

"Nein, nein, der Geselle hat vor einem halbdutzend Männern erklärt, dass er selbst den Brand gelegt habe. Nachdem ihm die Hallerischen seinen guten Namen und Ruf und alles genommen hätten, wolle er überhaupt nichts mehr in Besitz haben, was von ihrer Verwandtschaft herstamme. Er hat viel auf Ehre gehalten, übermässig viel. Die Schande, dass er fast sieben Wochen im Kerker sitzen musste, und den Argwohn, den manche Leute ihn immer noch fühlen liessen, brachte er nicht aus dem Kopf. Da wollte er durch eine ganz absonderliche Tat seine Unschuld bekräftigen . . . Und vielleicht, vielleicht hat noch ein anderer Grund mitgewirkt."

"Was für einer? Ich bitte, Herr Pfarrer, sagen Sie mir alles."

"Der junge Mann war verlobt, und zwar mit einer Tochter des Bäckermeisters Haller, eines Bruders von Meister Erasmus. Sie hätten in Bälde heiraten sollen. Da muss aber etwas sehr Unliebes zwischen den beiden jungen Leuten vorgekommen sein.'

"Wissen Sie etwas Bestimmtes?"

"Bestimmtes nichts, bloss etwas Auffälliges. Als das Haus schon lichterloh brannte, stürmte Alberta — so heisst das Mädchen — daher und jammerte und heulte und tat wie wahnsinnig. Sie glaubte, der junge Mann sei noch drinnen im Haus, und wollte unbedingt hinein, um ihn zu retten. Wirklich gelang es ihr, von den Frauen, die sie hielten, sich loszureissen und ins Feuer hinein zu springen. Zum Glück stürzten ihr schnell ein paar beherzte Männer nach und zogen sie heraus. Aber sie hatte schreckliche Brandwunden erliten — im Gesicht, an den Armen —, auch die Kleider waren halb verbrannt, das grosse, schöne Haar fast ganz. Als aber Leute die Nachricht brachten, der junge Uhrmacher habe selbst das Haus angezündet und er hocke jetzt droben am Birkenbühel, kam das Mädchen ganz ausser Rand und Band. Es schrie in einemfort: 'Ich bin schuld! Er nicht. Ich bin schuld! Ich bin schuld! Ich hab ihn dazu getrieben!' — Mit Mühe brachte man das Mädchen nach Hause, wo es mehrere Wochen zwischen Leben und Tod darniederlag. Es ist ein völliges Wunder, dass es mit dem Leben davon kam. Gegenwärtig sind die Wunden schon so weit geheilt, dass man nichts Schlimmes mehr befürchten muss. Aber das Mädchen weint ununterbrochen und will keinen Menschen um sich haben."

"Und was machen die Angehörigen des Mädchens?" fragte der Pater.

"Die sind unbekehrbar. Sie schwätzen immer noch herum, der Zaunkönig habe die Gelder in der Hand und sei mit ihnen in die Fremde entflohen; nur um den Verdacht von sich abzuwälzen, habe er das Haus angezündet."

Der Franziskaner schüttelte heftig den Kopf und atmete schwer. Mit seinen letzten Bedenken ringend, sprach er halblaut, wie zu sich selber:

"Es hilft nichts. Ich muss reden, wenn ich dem Erasmus auch versprochen habe, das Geheimnis zu wahren. Dem Versprechen steht eine höhere Pflicht gegenüber, die erfüllt werden muss."

"Was ist Ihnen, Pater Albuin? Was munkeln Sie da?" tat der Pfarrer neugierig.

Einen Augenblick schwieg der Ordensmann noch, dann sagte er entschlossen:

"Herr Pfarrer, ich will Ihnen eine Eröffnung machen — vorerst nur unter uns. Das hinterlassene Vermögen des Erasmus ist in meinen Händen, das heisst, es sind nur noch einige tausend Gulden, der weitaus grössere Teil ist schon aufgebraucht."

"Heiliger Gott!" rief der Pfarrer aufs höchste überrascht. "Wie geht das zu?"

"Sehr einfach. Freund Erasmus hat sein ganzes Vermögen unseren Heidenmissionen als Schenkung zugewendet."

"Das ist aber grossartig. So etwas hätt ich mir von dem Manne, der als geizig verschrien war, gar nicht einfallen lassen."

"Ich auch nicht. Und ganz aus freien Stücken, herwärts ist er gekommen, ohne dass ich jemals eine Bitte an ihn gestellt oder auch nur eine Anregung gegeben hätte. Ich hab im Gegenteil, als er mir seine Absicht eröffnete, ihn daran erinnert, dass er seine Verwandten nicht übergehen dürfe. Da ist er zornig geworden und hat erklärt, seine Geschwister brauchten es am allerwenigsten, sie hätten ehedem schon ein väterliches Erbteil eingesteckt und wären schuld, dass er seinen Lebensruf hätte aufgeben müssen."

"Seine Geschwister hat er mit dem leeren Testament noch arg genarrt. Das ist aber auch wahr, sie sind alle sehr wohlhabend und brauchen das Erbe nicht . . . Es wird unbescheiden sein, Pater Albuin, zu fragen, wie hoch die Schenkung des Herrn Erasmus sich belief."

"O, das können Sie genug wissen. Im Ganzen waren es einundvierzigtausend Gulden. . . . Ich habe die Schenkung teils den unsrigen, teils den deutschen Missionären zukommen lassen, und da in den Missionsgebieten eine furchtbare Not herrscht, hat das Geld auch längst schon seine Verwendung gefunden. Nur ein Rest von viertausend Gulden liegt noch unter einem fremden Namen in der Innsbrucker Sparkasse."

(Fortsetzung folgt)

Der Tag der Freiheit

Er zeigt schon sein Licht!

WIR ALLE SIND CANADIER — jeder einzelne aus uns — ganz gleich, wo wir geboren oder wo unsere Vorväter gelebt.

Neue Hoffnung erwacht in unserer Brust: Die Stunde des Friedens nähert sich uns und das Licht einer neuen Welt beginnt sein erstes Leuchten. Die grosse Stunde des Friedens kommt vielleicht viel eher, als wir es zu hoffen wagen. Eines wissen wir bereits heute: Sie steht bereit, zu uns zu kommen!

Wir an der eimatsfront wissen, dass Friede teuer erkauft werden muss. Alle wir, die wir nicht an der Schlachtfront stehen, haben nur eine einzige Pflicht: Unser Geld zu leihen, damit der Friede komme!

Bald wird der Victory Bond Verkäufer wieder bei Dir anklopfen. Es freut uns, dass wir für Canada wieder einmal etwas tun können. Man verlangt ja doch keine Opfer von uns: Jeder Dollar, den wir geben, kommt mit Zinsen wieder zurück. Und diese zurückkommenden Gelder werden uns Mittel sein, die Vorzüge der Nachkriegszeit mit all ihren neuen Einrichtungen und Erfindungen geniessen zu können.

Ja, wir werden Mittel und Wege finden, auch dieses Mal genau so viel Victory Bonds zu kaufen, als wir es das letzte Mal taten.

Sei bereit, kaufe Victory Bonds!

National War Finance Committee

Armageddon!

In his recent radio appeal to the statesmen of the belligerent nations for the establishment of a just peace this year, Pope Pius XII made the widely noted statement that the war is approaching a climax which urgently demands wise and statesmanlike decisions.

Apparently he had in mind first of all the capitulation of Italy announced a few days afterwards, about which he very likely had first-hand information. But, standing on the eminence of the Vatican and probably viewing the over-all war situation more clearly and comprehensively than any other contemporary personage, the Pope probably foresaw that Italy's official withdrawal from the war would be in fact the opening gun for the most frightful battles of this fateful world struggle. Perhaps better informed than all the heads of governments and the military and naval leaders about the military power still available to the Nazis and about the forces at work in demoralized and strife-ridden Italy, he probably foresaw that the fratricidal world struggle would develop on the tortured Italian soil into an Armageddon of Apocalyptic dimensions and decisiveness.

Therefore his urgent appeal, ringing across the embattled nations like a last prophetic warning, to call a halt to the mad destruction and to still the weary longing of the peoples for peace and bread and work. Therefore the reference to his warning of August 24, 1939, on the eve of the war that "nothing will be lost by peace, but everything may be lost by war." Today, after four years, humanity stands in horror before the ghastly mountains of corpses and wreckage left by the Second World War, and many who once closed their eyes and ears against the warning of the Pope have now seen and experienced for themselves how accurately the warning and prophecy have been vindicated by the events. Like no one else, Pope Pius XII has the right therefore in this dark and anxious hour to address a new appeal for peace to the world out of the same impartial love and compassion for all the nations which moved him to plead with the statesmen on the eve of war to spare their people from the horror and suffering he so clearly foresaw, and to plead with the Almighty that He may open the hearts and minds of those who hold the fate of suffering humanity in their hands.

As in August, 1939, the Pope's plea for peace is drowned out by the noise of the world-historic battles now unfolding before our eyes. The war has entered a stage where the blessed word of peace is resented by millions as a discordant note in the bloody

MARIENBOTE

CATHOLIC FAMILY MONTHLY JOURNAL

Vol. XII. October, 1943 No. 1

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.



Petition . . .

by Gertrude Hahn

Mary, it is not meet that I should pray
To thee, who have forsaken thee so long;
But come I with my offering of song,
That falters and grows silent on the way.

Mary, my heart is as a child's tonight,
I make no quarrel with the things that are,
I only ask for rest, who wandered far,
I only ask for shelter till the light.

---

symphony of hate, a stage where force and the sword alone are the decisive factors — and if the whole world is destroyed in the process!

But there is no point to horror and lamentation and vain accusation of others whom we hold responsible for this shocking situation—unless at the same time we contritely beat our own breasts. For what we here see storming across the earth like a murderous cyclone—what else is it but the madness of a ravening monster formed out of the lusts and passions of many millions of men? As a raging storm destroying everything in its path is composed of countless millions of tiny atoms of air, so also the dreadful fury of this storm of war is made up of the passions of many millions of souls—the very same passions which in normal times hide away in dark cellars and secret chambers or seek to wrap themselves in the mantle of gentility when they walk the streets, but which reveal themselves everywhere in these days of demoralization and decadence with ever-increasing brazenness and brutality. Onc need only listen to the shameless conversation of half-grown adolescents and of graying dandies in street cars and recreation parlors, in factories and offices, in study halls and in lecture rooms; observe the quarreling and bitterness between parties and classes; read the daily press with open eyes and force yourself to listen patiently to the stuff that is broadcast daily and hourly into the homes of the Nation via the fearfully misused and exploited air waves; talk to individuals about business and professional matters and about the affairs of every-day life: everywhere you will be confronted by frightful pictures of selfishness, of greed, of avarice, of lust for preferment and power, of base ingratitude, envy, hatred and the whole catalogue of vices in every possible guise. And as seal after seal is removed, one Apocalyptic picture after another rears up threateningly before our eyes. Eternal principles seem to have lost their meaning and value, and are being twisted and distorted by hypocrites and mockers to suit their own purposes. Everything is in flux, swirling in dizzy, deafening, confusing, destroying, annihilating movement. We are in the midst of one of the historic epochs as foreseen by a Daniel or the Seer of Patmos, or as described by the great poet of the "Divina Comoedia" or the noble Goerres in moments of rarest inspiration—one of those epochs in which humanity has drifted off the highroads to which a high destiny has called them and wanders aimlessly and hopelessly amid the terrors of the dark abyss into which it has fallen.

Is it then surprising, if all these lesser winds of human error and passion have joined to form the raging cyclone that sweeps madly across the earth destroying and devouring what many centuries have built up; is it surprising that the terror of the storm seems to grow and spread instead of diminishing, and that many are seized with fear and despair until they cry out to the mountains, "fall upon us and cover us . . . for the great day of wrath has come?"

There will come a time when in the sunlight of a new day humanity will gratefully remember the man who stood firm as a rock and refuge in the midst of the gathering gloom of a sinking world, raising his voice above the noise of battle to call a halt to the murderous strife and bring the warring nations together once more in blessed reconciliation and peace. His words of peace will be before the nations when the great decisive battles in Italy are over, when the breakers of the peace and destroyers of the world will have come to the end of their fateful role and sink back into nothingness, and when the nations of the world set out to begin the laborious task of rebuilding a shattered world.

But genuine peace will come only if men and nations, having tasted the bitter wine of the wrath of God, cross the threshold of the new day with purified hearts and a high resolve that nothing shall again come between them and the laws of the Most High. —"The Wanderer"

Teething the Trumps

By Malo Topmiller

Tommy Trump sat in the middle of the sidewalk on Union Street and gaped at his teeth all over the pavement. Forty dollars worth of bridgework grinned up at him in the late afternoon sunshine and made him sick at his stomach. The bridge of porcelain had once been the engineering pride of Doctor Parker. Its destruction was the work of one who was now making dust down Can Alley. He was Stinky Batsen, plastic surgeon of demerit.

Slowly, Tommy let his hand go up to his mouth. There was no doubt left to be doubted. They were his! He gathered himself and his teeth and moved over to Clory's Drug Store.

Mr. Clory's window was a warning. "Use Tooth Paste," it shouted in large, green letters of ominous significance, while it displayed thin tubes of toothpaste, swinging on strings like so many shaking fingers. Tommy moved back a little to a distance that mirrored himself in the show-window. All over him there hung tubes of paste like medals for bravery. He had brushed his teeth daily, and still they had fallen out. "Dandruff," he whispered and opened his mouth—just to make sure! The bridge had gone down!

In a typically ten-year-old manner, Tommy scuffed leather soles in the direction of Doctor Parker's. He found the Doctor propped up in the waiting room, rocking a medical journal.

"Gosh, Doc!" gasped Tommy. "I spilled my teeth!"

"What, again!" said the Doctor turning to meet his visitor. "I told you the last time, that if you knocked them out again, I would not have anything left to build on. How'd you do it?"

"I got in the way."

"Way of what?"

"Stinky!!"

"Why don't you two kids get gloves?" asked the Doctor, as he gazed down Tommy's bridgeless chasm. "Boy, I can't do anything this time! You'll have to wait until that swelling goes down. Then we'll see what we've got left to work on."

"Gosh, Doc, I can't wait! Pop will wup me blue! Can't you put in a temporary? I gotta have teeth when I get home!"

"That's a new one! What's a temporary?"

"You know, they're on a dish, er somethin', and you kin flip 'em up and down and make faces at people, and take 'em out like Grandma kin."

The Doctor shook his head. "Naw, I'm afraid not. I'll have to have word from your folks before I can do anything."

At this last remark, Tommy's eyes hung out of his head, and his lower lip went out to catch them. "Gee!" he exclaimed in a daze and turned to leave.

All the way home, a creepy something played escalator up and down his spine, while his forehead took a shower. Losing his teeth was bad enough; having

CUSTOM

It is a daily custom to say:

"Good morning" when meeting a friend—
Do you say "Good morning" to God, your best friend?

"Thank you" when a friend does you a favor—
Do you say "Thank you" to God, your kindest friend?

"Hello" when passing friends and acquaintances—
Do you greet God when passing His house?

"I'll drop in for a visit" to your good friends—
Do you drop in for a visit with Jesus?

"Give me a hand" when you are in need of help—
Do you ask God "to give you a hand" in need?

"I'm sorry" when you have offended a friend—
Do you say "I'm sorry" when you have offended God?

"Good night" when you leave a friend—
Do you say "Good night" to God at the close of the day?

—THE LIGUORIAN.

them hung back in was going to be worse; but to stand before his father in all the utter toothlessness was without a drop of doubt, going to be an overdose of something worse than spring-tonic!

Forty dollars worth of teeth! Tommy could just picture his Father mounting like a thermometer, degree upon degree of red rage expanding until they would burst out at the top with railing accusations that would turn himself into cold-storage!

He could easily visualize living conditions at the Trumps' during the next few weeks. There would be teeth for breakfast and teeth for dinner. He would begin dreaming about teeth . . . long tusks . . . elephant tusks . . . tiger fangs and dentist chairs . . . long drills going in and out . . . people screaming . . . his father advising . . . warning . . . scolding . . .

Then suddenly, and as sudden as the measles, he broke out with reason. Stinky Batsen! Stinky, who tripped people, and when they were down, let them have it in the bridgework! Stinky Batsen going free without trial or judgment — skipping down Can Alley like a robin across a green!

Tommys' fists clenched into an idea like a pair of calipers, and he went into a trot for home. This one had to work!

With feline delicacy he slid past the front of his house into the backyard and slyly went to the alley gate. In the alley sat a fat barrel, trying to support an overstuffed belly with two iron belts that only served to force an abdominal bulge. He went over and looked in. It was full to the neck! Large cans, big oil cans, cans of all kinds!

Smiling like one who knows and loves his work, Tommy shoved his hands into the mouth of the barrel and began extracting cans with an ease that resembled Doctor Parker pulling teeth. This finished, he began lining the cans along the walk from the alley gate to the back door. It made a grand sight! It looked so good—it just had to work!

Then, like a volt or two, something shot Tommy between the ears and formed another idea. In obedience, he ran over to the post that held one end of the clothes-line, untied it, stretched it tightly across the walk, tied it to the bird-bath, and squinted his approval. "Dandruff!" he whispered to the rope. "You're as low as a snail!"

"Tommy-boy!" came from the back-porch. "You're late this evening!"

"Hello, Grandma!"

"This is no time to be playing train! It's almost dark. Come on in here."

"Gosh, I have to ketch a skunk don't I?"

"And wash before supper. Lands, you break all records this evening!"

Tommy grinned toothlessly. "Gosh, I smell biscuits!"

THE HOME DEFENSE

We insist, as we insisted last month and as we shall continue to insist through future months, that the way out of our present difficulties is the way of prayer.

By prayer St. Gregory Thaumaturgus moved a mountain, St. Vincent Ferrer raised a dead man to life, St. Pius V saved Europe from the Turks. By prayer plagues and famines were stopped, sickness and epidemics were destroyed and wars and hatreds were terminated. History and innumerable witnesses attest to all these wonders.

Can prayer be weaker now in its powers than it was of yore?

Prayer supposes so many things that are pleasing to God, and calculated to move Him to mercy. It supposes humility. The very gesture of kneeling down tells the heavens of our weakness and our dependence on Almighty God. If the dictators knelt down and prayed, could they continue in their claims of being master men and women, laws unto themselves? We must pray in their stead.

Prayer supposes faith and confidence. If God sees that His people are willing, even anxious to accept Him as the greatest of all realities, will He not listen to them more readily?

Prayer supposes steadfastness in resolution. One does not pray at all who prays but for a moment, and then when the favor is not given, gives up. God loves strong people, persevering people, and His ear is ever open to their pleadings.

Prayer can stop this war as though it had never started.

And yet, mothers and fathers with sons on the very firing line are as indifferent to the Mass, to visits to the Blessed Sacrament, to the daily Way of the Cross as though no danger hovered over their children. Brothers whose brother has been killed in action cry out bitterly against the enemy, and sign up to find revenge. But of prayer they think nothing. Only when we get on our knees shall we find peace.

—The Liguorian.

"TOMMY!" exclaimed Grandmother. "Your teeth!"

"Shhh, Grandma," he hissed, "that's why I put out my alarm, so's if he comes snoopin' around, he can't git away, 'cause I'll hear him kick over the cans, and bimbo, I'll be on him and I'll make him eat dirt and holler 'enough' a thousand times!"

"Snoopin' who?"

"Ole Stinky!"

"Heavenly day! You two've been at it again! What'll your Father say!"

"But honest, Grandma, I couldn't hup it!"

"Tommy, you'd better come in this way, and we'll go wash in the basement. Lands, I've never seen you so toothless! What'll your Father say!"

"Dandruff, he'll wup me loose!"

"Don't you dare open your mouth at the table tonight, and for goodness sake, act like you're chewing something! What'll your Father say, if he finds out?"

Grandmother little realized that what Mr. Trump would contribute to the situation would come out in the form of steam from a boiler. He almost choked on a biscuit when Tommy publicly opened his mouth at the dinner table to spray crumbs through the conversation by declaring:

"More biscuits, Mom."

Mr. Trump's fork slapped his plate in the face, while his fist came down on the table to shake the gravy.

"THOMAS!"

"Yes-um."

"Now, Tom," said Mrs. Trump.

"Thomas!" repeated Mr. Trump, ignoring the wifely plea. "Your teeth! Account for them!"

"Oh, Tommy-Dear!" consoled Mrs. Trump, "What happened?"

"I got slugged."

"Slugged!" exclaimed Mr. Trump. "You were fighting! Answer me!"

"Now, Tom," said Grandmother, "don't begin throwing accusations at the boy. Let him explain. He was there."

"There or no—he was fighting! You were fighting, weren't you, Thomas—with Harold Batsen?"

"Yes-um."

"See?".

"Now, Tom, don't get all worked up. You'll spoil your supper . . . and I worked so hard getting the biscuits to raise . . . and the gravy just wouldn't and wouldn't brown . . ."

"Gravy! A forty dollar bridge gone, and you worry about gravy? Martha, are you insane!"

"Is that the way to talk to your wife?" Grandmother came through. "What's forty dollars when peace is at stake?"

"That's a woman for you!" said Mr. Trump to the salt-shaker. "Its' all been a myth about man earning forty dollars by the sweat of his brow. Nothing to

"Shoemaker, Stick to Your Last"

Every now and then some editor will take it upon himself to write to prominent men of letters, of business, of science, and request them to send a statement for publication, embodying their religious creed.

The authors are then classified according as they express belief in a personal God or question it; according as they stand in relation to other fundamentals of the Christian faith. The results are usually furnished to the daily press to be disseminated for the disedification of the nation's citizenry.

It all seems so absurd to the one who reflects. Reverse the survey and judge for yourself. What if clergymen, bankers and lawyers were asked for a statement on their 'scientific' creed, based not on books they have read, but on their own private judgement. What if the heads of the Railway Brotherhoods, of the Typographical Union, of the Amalgamated Clothiers, were asked to present their views on the Amoeba, on the composition of the planet Mars, etc.? Noted physical scientists, noted mathematicians, noted politicians, whose opinion is polled, may understand their particular specialty exceedingly well and may, therefore, speak with considerable authority about it, but if they never devoted a serious hour to the study of religious practice, why should it be assumed that they can speak with any authority on the subject of religion or its tenets? They are ignorant of its A.B.C.'s.

There is not even a disposition on the part of anybody, to call public scientific facts into question. They are accepted by all with an unqualified "credo", yet many of the same are exploded within a decade by later discoveries.

Science is not expected to concern itself with causes, but only with phenomena and with the laws which govern the same. Science never will have contact with the supernatural and spiritual, and hence can never examine God nor the human soul.

The big business man is not likely to have nearly as much religion as the little business man, not because its intrinsic appeal is stronger to the little business man, but because the former is too 'busy' with material things to bother about the spiritual; and the politician is usually committed to the principle that "religion and politics should not mix."

The repudiation of religious facts, no matter from what source it emanates, does not remove them from existence, any more than the denial of the existence of unseen stars would wipe them out of existence. Most facts of religion are, on their face, much more credible than many facts of nature, whether reported by expert astronomers or other scientists.

Our" Sunday Visitor"

it! You just run onto forty dollars anywhere in the course of a day!"

"I don't care where you run onto it," declared Grandmother. It's not worth a bad case of indigestion! Now, shut up and eat your supper!"

"You could start taking it out of my allowance," suggested Wilbur, "only he'll grow new teeth before forty dollars!"

"Was that a crack?" asked Mr. Trump.

"I got a good one," said Cedd. "Only I better hadn't!"

"Crack or no," came back Grandmother, "Wilbur's the only one who said anything worth repeating!"

A queer calm climbed up Mr. Trump's face, and the red turned pink. His fingers played piano on the table-cloth, while his eyes read notes in the direction of Tommy. There followed an interval of un-Trump silence that seemed to be swallowing up everything in the dining-room without bothering to chew it.

"You've all had enough?" asked Mr. Trump, getting to his feet and tossing aside his napkin.

"Tom, you're not going to punish him at the table?" quizzed Mrs. Trump.

"No, I'll give him his when I get back! The first time those two ruined a forty dollar bridgework I was very generous, wasn't I, Martha? That was the first time. This is the third, and Batsen's going to pay half this time, or I'll know why—!"

"Oh, Tom," pleaded Mrs. Trump, "be careful. Don't do something you'll regret!"

Grandmother grunted. "You'll go get your teeth knocked out! That's what will happen next!"

"Humph!" rejoined Mr. Trump —"Not by that canned shrimp!"

In one sudden and determined swing from the table, Mr. Trump had his hat on his head, and his head full of hardware! With a firm, unrelenting heel he dented linoleum all the way out to the backporch. There followed a heavy banging of the door, the timid echo of the screen-door, an intermission of two seconds . . . followed by a climax that could be described as the junkman leaving in a hurry!

Grandmother jumped high.

"What was that?" inquired Mrs. Trump.

Therese, who had managed silence, opened her mouth to gasp.

Tommy turned white.

Grandmother got up and began gathering dishes. "We haven't finished yet, Grandmother."

"So we haven't," she said absently and sat down again. "Tommy," she whispered, "run get Grandma a handkerchief."

"Are you gonna cry, Grandma?"

"Never mind," she finished, glancing into the kitchen as the door swung in, and Mr. Trump slouched on the threshold.

"Tom!" screamed Mrs. Trump. "Your mouth! It's bleeding!"

"Mouth? My teeth! You women will have my insurance yet! Since when have you been so disabled you can't carry your empty cans to the alley! Look at me!"

"Oh, Tom, and your front ones too!"

"Front ones? It's a wonder I have my head! Since when do you skip rope with the washline? Answer me, Martha! Can't you gather up your things after you've used them, or don't you care anymore?"

Grandmother moved behind him, raised a silencing finger to her mouth and turned an explanatory look on Tommy. Mrs. Trump got the wireless and said:

"Oh, Tom, it's awful! How'll I ever forgive myself! Grandmother, quick! Call Doctor Parker! Hurry, while I get gauze and ice and—"

While the family went getting, Mr. Trump sat down on the cracked can and let his head drop into his hands. Soft footsteps moved out to the backporch and stopped in front of him. He looked up, stared, stared for a full minute, but his stare was kind, forgiving, and no less understanding.

"Makes you feel emptymouth," he finally managed.

"Yes-um," said Tommy.

"I guess things just happen, don't they?"

"You git kinda used to it after awhile. I don't hardly notice it ennymore."

Mr. Trump almost grinned. "How much of your bridge came out?"

"Four."

"Beat you I lost six!"

"Look, Pop," said Tommy, getting down to his knees at a speaking level with his Father. "Doc says he kin make temporaries on a dish, and you kin take 'em out. We kin git ours together. They're a lot of fun! You kin take 'em out before you sock a guy, and you don't have to git ole Clory's toothpaste in yer mouth when you brush 'em. Gosh, think how ugly you kin look, and all you gotta do is take 'em out er flip 'em up and down and cross yer eyes, and everybody'll run!"

Mr, Trump looked at his son. He seemed never before to have realized how much Tommy resembled himself. Even Tommy's ideas, like his own, were quick, practical and dangerous.

"I guess blood's always been thicker than water," he said, half to himself.

"Naw, Pop," returned Tommy, "You can't bleed with these! They slip out easy."

SHORTEST SERMON

Dean Swift was asked to preach a charity sermon and was given a hint to keep it short. He began: "My text is: 'He that giveth unto the poor lendeth unto the Lord.' Brethren, you have heard the terms of the loan. If you are satisfied with the security, put down the cash."

"Principles for Peace"

Presented by the Bishops' Committee on Peace.

In the course of a recent journey down town with the neighborhood car pool, a discussion of international peace was started under way with the gloomy assertion that history of man is just one long series of conflicts, big and little, interspersed periodically with huge conflagrations of international warfare. Varied comments and opinions were offered but especially of interest was the group's entire agreement on one thing: that with two costly wars within 25 years, all, if they had a workable program, were willing as never before to work and sacrifice for a reorganizing and reordering of society that would result in lasting peace.

A general willingness to work for peace probably can be assumed but only if there is offered a promising program. Underlying their absorption in day-to-day activities towards victory, underlying their immediate anxieties, the blood, sweat and tears that all must contribute in larger or smaller measure, there is a desire on the part of all people to know why we have this war and a desire for the information that will enable us to avoid another.

It is precisely for the information and guidance of such interested persons that the Bishops' Committee on the Pope's Peace Points now presents an authoritative 894-page compilation of Papal peace messages entitled Principles for Peace. This volume contains the pronouncements on peace issued over 65 years by Popes Leo XIII, Pius IX, Benedict XV, Pius XI, and Pius XII. International peace is a matter chiefly of international morality and this volume presents the teachings of the highest moral authority in the world. It is effectively done—showing the marks of careful and competent editorial work. It contains a list of titles of the documents quoted, a bibliography, and a very helpful index of the great number of topics treated. In addition to international relations, the documents treat of social and economic reform, which are closely related.

Compilation of Principles for Peace was begun more than a year ago under the direction of the Bishop's Committee which was authorized at the annual general meeting of the Bishops in November, 1941, and composed of Most Rev. Samuel A. Stritch, Archbishop of Chicago, chairman; Most Rev. James H. Ryan, Bishop of Omaha; and Most Rev. Aloisius J. Muench, Bishop of Fargo. Archbishop Stritch, in his Preface to the volume, stresses the attitude of the common man as he accepts the deprivations of a war a second time and resolves that "It must not, it cannot happen again."

"This time," Archbishop Stritch writes, "we must make a peace which will give lasting security to all nations and peoples. It is hard to contemplate what would be the consequences of a failure at the peace table when victory comes."

Quoting the words of Pope Pius XII after the first aggression of the Axis powers that "the international problems involved were by no means insoluble," Archbishop Stritch continues:

"History has bestowed on us a great, grave world responsibility. We shall be a mighty force at the peace table. Men everywhere are looking to us to give them a good peace. We dare not fail. Even in the midst of war we are trying to make the plan of a peace which will offer lasting security. To us men look for a genuine peace and we must leave no stone unturned to give it to them when victory comes to our arms."

The editor of the volume is Rev. Harry C. Koenig, librarian, St. Mary of the Lake Seminary, Mundelein, Ill. Catholic scholars throughout the nation collaborated in the research involved in the preparation of the book and the editor was assisted also by the faculty and students of St. Mary Seminary.

In his introduction, Father Koenig states the purpose of the book to be: "To harvest the accumulated wisdom of the past 65 years during which each of the five Popes (quoted) was deeply concerned with the problem of peace; to make the riches of that wisdom available to the English-speaking world; to reveal to all men the incalculable help the Popes can offer in the making of a lasting peace—these are the aims of this book."

The timeliness of Principles for Peace and the importance attached to it are indicated in the extraordinary attention given to its publication in the news columns of the Catholic and secular press. That it will also be welcomed by leaders in Catholic and secular peace movements as well as by large numbers of publicists and statesmen is certain. Working for a peace with justice presents the supreme challenge of our time and one which holds out the highest goals of spiritual and worldly betterment.

THE THIRD NOVENA

By GRACE KEON

⊙ Her father sick, her brother out of work; and Antonia was caring for both of them and herself with the salary she earned in the Rollin's office. Not that she begrudged helping her brother and her father—but something had to be done, for she knew Ben wouldn't accept her charity after she married. But she had prayed—made two novenas already, and just finished a third. Ben had prayed with her—and fervently Still no answer to their prayers. But she learned that others, too, prayed to the Holy Souls, and that the Holy Souls would and could help all those who sought their aid.

I feel," said Antonia Howard, pushing her hair back from her forehead, "as if I had been drawn through a knothole." She sighed, and lifted protesting eyebrows to the flushed and tearful girl beside her. "Joan! This is positively the last straw!"

"Oh, Miss Howard, I'm so sorry! I don't know how in the world I mixed them up."

"Neither do I," declared Antonia. "But they have been mixed—and now there's a complete list of figures to do over again. And Mr. Rollins expects everything, down to the last decimal point, on his desk in the morning."

"Can't I stay, Miss Howard? I'd be glad—"

"No." Antonia shook her head. "It's too hot and it lacks only ten minutes of closing time. We've had a day of it, haven't we? Let's blame it on the weather." She smiled tiredly, and the girl's heart warmed with gratitude. Who could help appreciating Antonia Howard, so human.

Indeed they had been wearing hours. Antonia's three assistants, Joan and two others, had worked faithfully enough, but in spite of their willingness and her explicit directions, things went wrong. Mr. Rollins, of the manufacturing company bearing his name, was preparing for an important visitor, one favorably inclined to invest in a new product about ready for the market. Mr. Rollins wanted to show him figures, and had so instructed Antonia.

"I'll have it ready, Miss Howard. I'll get in a half-hour earlier," said Joan, now, with eagerness.

"All right, Joan. Try."

She sat silent, then, her elbows on the desk, her chin resting on her cupped hands. They weren't a bad lot, these girls of hers, she thought, and the errors and upsets of this day had never occurred before. It would be as well if they never occurred again, she told herself. Mr. Rollins seldom made allowances. She was setting her own papers in order when the others passed her, with cheerful nods and farewells. Even Joan was smiling. Antonia liked them, tried to be kind as well as just.

Only now—now, she, too, was depressed; she too, would be grateful for a little consideration! And then some one spoke to her.

"Whew! but it's hot, Tony!" said a voice at her elbow. "I'm going to the beach. Coming along?" Jimmy Crawford, assistant manager, smiled down at her, his bright blue eyes noting every tired line in her face.

"Jimmy," said Antonia, "I'd give a five-dollar bill—if I had one and could spare it—to 'come along'. But I've told Ben I'd get home before eight. He thinks he has a 'line on something,' and a 'line on something' for Ben is of a great deal more importance to me now than even your drive and your beach, and your invitation to come along!"

"Drat it!" said Jimmy. "Drat the times and the disappointments I'm getting of late! Tony, we don't seem to be arriving! Well, I'll compromise, I'll call you later. Around ten."

"Tempt me not, Jimmy. We wouldn't get back until midnight, and if my head isn't clear tomorrow, Mr. Rollins may snap it off."

She saw the smile vanish, saw his eyes cloud, and that he was provoked. She liked Crawford. He was splendid, suited to her in every way. And he was a Catholic. They knew each other well. And he cared for her—she used the word to express a feeling much deeper.

But at present —

Ben, Antonia's brother had been out of work a year and a half. Her father was crippled. She had a responsible position, a good salary attached to it, but—again that but—there were too many demands upon her and her job. After this wearing day Jimmy's offer seemed like a breath from cool, snow-clad mountain tops. She shut the drawer of her desk with a bang, Jimmy, shrugging his shoulders, turned away.

"Oh!" she said, and put her hand on his arm, "I wish I could, Jimmy, I wish I could! But I'm afraid."

His smile returned. He patted her hand.

"All right, Tony. Truth to tell, I've got to be on hand early, myself. A couple of fellows to interview about Baker's job, poor chap. Hope we get another accountant half as good as he."

"Hope so too, Jimmy."

"Well, then! I'll ride out alone and pick us a special sand pile for tomorrow evening? Yes?"

"Indeed, yes."

"Even if it rains? Another yes?"

"And again, yes," she nodded. "You're a bonny lad, Jimmy Crawford."

"You're a bonny lass, Antonia Howard," he answered. Adding, with a funny little grimace, "And the only lass for me."

"Good-night, Jimmy."

"You know it, Tony?"

"I think I do. But, like the ride to the beach, we'll come to that later."

He chuckled, and picking up a batch of papers, went on. Antonia left the office. She was worn out with the heat and the worry and hard driving of those endless hours. To go home now seemed the last straw. She wouldn't! There was plenty of cold food and salad. Ben could take care of supper. If she reached there before eight it would be all right. Ben could get away in time. Her father would be ready for bed! "Oh, dear Lord, help Ben! Dear Holy Souls find something for Ben, so willing, so discouraged!" The prayer rose to her lips from her inmost soul.

She walked along the hot street. Every one looked so tired, drained of vitality. She stopped, ordered a glass of cold milk, sipped the liquid slowly. Then with a glance at her watch, she hailed a passing bus. Maybe a ride would help her to think, rest her.

At the terminal she alighted, sought the triangular bit of grass and the benches offering brief respite to weary travelers. There were a few inviting shade trees. She sat down, a furrow between her brows. Where was this to end? What would her future be? She could always care for Dad, even if she and Jimmy Crawford married. But Ben. She couldn't desert Ben. He had tried and was trying.

Yet she was twenty-nine years old, and she liked Jimmy Crawford very much. Jimmy was thirty-four, and liked her very much. She wanted her own home—a Catholic, Christian home. She could have it, even with Dad. Not so with Ben. He was independent. He would accept a living from his sister, to be repaid when employment came his way, but once that sister was Jimmy's wife — .

Ah, well, she thought, with a little sigh, maybe tonight? Maybe that "lead" tonight? Maybe next week? Maybe some time, soon. Supposing Ben ever found his way to a park bench? Like the man across from her, for instance, who drooped so despondently, arms folded, hat pulled down over his eyes! If Ben ever came to that! Poor fellow, he looked so shabby. Out of work, like Ben. Alone! Thank God Ben was not alone. And, as he sat there, an officer might pass, look at him questioningly, later, maybe, ask him to move on. She hoped not. Again the thoughts of Ben! She could not find the solution. Ben had prayed, and so had she, they were praying constantly.

It was, as Ben had said that morning, in the hands of the Holy Souls!

Many were the pleasures on which she had turned her back these last few years. Dad's treatments cost a great deal, the bills were heavy.

"Never mind," came new hope arising, as always. "Tonight, dear Abandoned Souls? Tomor-

A BROTHER'S VOCATION

By an Old Brother to Would-be-Brothers

When I left school long, long ago,
My Pastor asked me: "Do you know
What state of life is best for you?"
"The Brothers'," said I, and he, too.

My life has nearly reached the end:
Before I go, let me commend
This humble station here below,
That Jesus always cherished so.

The Brothers' life is grand, although
It does not make much outward show;
It's hidden, like St. Joseph's life,
But, like his, full of noble strife.

They are a joyous, toiling band,
Who milk the cows, and till the land,
Who churn the butter, bake the bread,
And slumber with an easy head.

They build the houses, paint the walls,
And furnish churches, rooms and halls;
They set up, print and bind the books,
And function splendidly as cooks.

They butcher bulls, and pigs and calves,
And spice their tasks with merry laughs;
They rub and scrub, they sing and pray,
And fill with worth the livelong day.

They handle hammer, brush and file,
Plant trees, raise chickens and lay tile,
They make new shoes and mend the old,
In short, they do all they are told.

Now tell me, would-be-brothers dear,
Is not this life chockful of cheer?
And best of all, this blessed state,
Will lead you straight to heaven's gate.

—(*Bro. W., S.V.L.*)

row? You have never failed me. Will you, this time? And if so —. Well, it will be good-bye Jimmy. Better to give you up, Jimmy. You mustn't wait for me forever."

A sound penetrated her troubled senses, a sob, a breath, rather, as of a sob suppressed. She turned her head. There, at the opposite side of the bench, were two children, two boys. One seemed about nine, the other much younger. The small one was fast asleep, while tears were running silently down the older lad's face. Thin—and poor —and crying? Even as Antonia glanced at him she saw him wipe his cheek hurriedly. In a second she was beside him.

"Now, now, what's wrong?" she asked.

"N-nothing. Nothing at all, thank you, ma'am."

"First time in my life I heard a boy say he was crying for nothing."

The youngster did not reply. Instead, he shook the little fellow on his lap.

"Come on, Dick! Come on! We've got to get home! Wake up, Dick!"

But Dick had fallen into the profound slumber that only tired children know, and would not open his eyes.

"Dont' be afraid of me," said Antonia, gently "You're bothered, aren't you? Can I help you? Let me, do? Perhaps I'm a Fairy Godmother— or the Lady-Who-Straightens-Out-Things! Ever hear of her?"

Her kind voice, her sweet smile, softened the boy.

"Mother gave me some money for groceries," he burst out. "I lost it."

"Poor chap! You lost it? You'll get a whipping, perhaps?"

"Oh,no! Mother wouldn't whip me. But now we haven't — why, she won't even scold me! She'll know I'm sorrier about it than any one else in the world!"

"How much was it? Maybe I could — "

"No." The boy shook his head. "We're never to take money from strangers."

"I see. Where do you live?"

"Over that way," pointing vaguely. "Not far."

"I'll go with you to your mother. Dick is asleep. Let me carry Dick."

"He's awful heavy. I tried to lift him. I can't even sling him over my shoulder." He looked at her hopefully. "Maybe you could help me? Just get him up for me — I could make it, then, I know. I must. Mother will be so worried."

Antonia took the sleeping child in her arms.

"I'm strong," she said. "I can manage."

She cradled the little head close to her.

"Lead on, Big Brother," she ordered. But as they stepped out side by side, the shabby man, who had been listening to every word, arose, doffed his worn hat.

"May I?" he asked. "I'm better able to tote him than you, miss."

"He is heavy," acknowledged Antonia, with a smile. She had forgotten all her own vexations in this present endeavour to do good. She relinquished the small body with a sigh of relief, and so the odd group went on across the avenue, and down a side street, coming presently to a humble dwelling in the middle of the block.

"This is it," said the Big Brother.

Up a long flight of stairs, then into a little kitchen, where a woman sat at a table, mending. She started to her feet.

"Tommy Adams! You've been —" She saw Antonia, then. "Oh!" in alarm, as the shabby man entered, carrying the younger child. "Merciful Mother, what has happened?"

"Nothing, mother, nothing. Honest."

"He's just asleep, madam," said the man. "I'll put him here on the sofa."

"Mother, I lost the money! And I felt so bad! And I sat on the bench at the terminal! And Dick fell asleep. And I couldn't even lift him!"

WHAT A PAGAN WOULD DO

Touching the following story, from the "Field Afar", tells the difference between pagans and Christians in the far East, as recognized even by the former pagans themselves.

A missionary was met at his door by one of his converts.

"Well, Ah Sun," he said, "did you want to see me?"

"Yes, Spiritual Father. Our water buffalo died, what shall we do?"

"Sell your pig," advised the missionary financier.

"I just sold him today," answered the boy.

"What about your chickens?" returned the padre.

"Your Reverence ate the last one on the mission visitation," reluctantly admitted Ah Sun.

"How much do you need anyway for a confounded water buffalo?" asked the priest.

"Only fifty dollars."

"How much have you got?"

"Eighteen; but we had to pawn two quilts and sell the pig to get that much."

"What? Pawn your quilts in the middle of winter? You will catch pneumonia and die!"

"Well, we shall starve to death anyway, if we don't get a buffalo to plow the fields."

"But why come to me? I'm as poor as you are. How do pagans get along in such cases?"

"Well, Spiritual Father, if we were still pagans we would have no difficulty, we would not know about God or the Ten Commandments. We would sell my sister, — the little one that Father is so fond of — only eight years old, to the Flower Boats for $40."

Ah Sun got the money for the buffalo.

"I offered him some change," said Antonia, with a pleasant smile, "but he wouldn't take it." She looked around her. The room was poorly furnished, but neat, and clean. "Is there anything—" she paused suggestively.

"No," said the mother. "But I thank you with all my heart."

"You mustn't refuse if you really need it."

"Well, my husband has been ill for the last six months, but he managed to keep working until three weeks ago. We're not bad off, yet."

"Three weeks!" repeated Antonia. "I know what that means. A man out of work—two children—four mouths to feed—"

"Our luck has changed, though," the woman interrupted, happily. "It changed only this morning. We're leaving the city. My brother and his wife — they have a farm — want us to come to them. All of us. I know farm work. And I know my husband will get well. They are real kind, both of them, and as they have no children, Tommy and Dick will find love waiting. We prayed so —" She looked at Antonia. "Maybe — maybe you're not — Maybe you don't believe in prayer—"

"But I do, I do!" cried Antonia.

"This morning Tom and I finished our novena to the Holy Souls in Purgatory."

Antonia's eyes opened wide.

"That's a coincidence! My brother Ben and I received the Blessed Eucharist, just this morning, finishing our novena to the Holy Souls, helpers of those discouraged."

"Oh!" said Mrs. Adams. "Oh! I do hope God will answer you through them as He has answered me!"

"I haven't a doubt of it," said Antonia, cheerfully. All her depression had taken wings. She felt uplifted, happy. "And I know you will find everything to your liking in your new home."

"I'm sure of that," said Mrs. Adams, simply. "In fact, Tom and I weren't too surprised when the letter came. The Holy Souls give us all we ask, in His name."

"Yes," said Antonia, her eyes wet. Then she opened her purse, but the woman put out her hand quickly.

"No, thank you, dear girl. My brother sent us enough. We need no more. Just — if you will — a little prayer that Tom —" Her voice quavered.

"How can you even dream that he won't get well?" demanded Antonia. "How can you — now? But I'll pray for your Tom — and you for my brother, Ben."

"Oh, yes, yes," said Mrs. Adams, fervently.

The shabby man went out, and Antonia followed him. For the first time she noticed that he was young, intelligent, rather good-looking And there was a queer expression on his face.

"You heard her?" he asked. "Heard what she said? The Holy Souls help discouraged people? The Holy Souls? I am making my third novena asking for their aid, and the Lord knows I'm about discouraged!"

Her lips parted.

"How odd," she began.

"Is it?" he said. "Not odd, exactly. But queer. I thought they had answered me, too. Thought I was going to —" He stopped, nodding toward the house they had just left. "They're all right?"

"I think so. Her brother is taking them to his farm. She is very happy at the prospect."

"Happy? That's something."

"Prospects are always something," remarked Antonia. "Have you any?"

"No. The Holy Souls fooled me."

"The Holy Souls fooled you! But —. What do you do? You look like a man trained to a profession."

"Once I thought so. This morning —" his lips twisted, "this morning a friend sent for me. Put me in the line of something good! I went after it." He chuckled under his breath. "I've been an expert accountant for twelve years! I'm a C.P.A. And I keep books! A trained man? But the job was for a mechanic! A skilled mechanic! And I keep books! A trained man? Oh, yes! Much good my training does me. You can pick up men like me for a dime a dozen."

Antonia caught her breath.

"So the Holy Souls fooled you!" she uttered, softly. "Listen to me, mister. I have a brother who is a trained mechanic, who knows machines as if he designed them! He needs a job."

"He can have this one."

"And I know where a C.P.A. can get work. I know where he can go tomorrow morning, and if he's qualified, the place will be his. Now, do you think there has been — any fooling?"

He was startled.

"You mean it? You mean it?"

"Here is my address. And carfare. Come and have supper at our house in an hour. You and Ben can talk things over. He's been out a year and a half."

"I'm out two."

"Ever hear of the Rollins people?"

"Yes. I know their line well."

"Mr. Crawford is assistant manager. He'll take you if you furnish the proper credentials." She laughed under her breath, but there was the hint of a tear in the laughter. "Of all things! The third novena!"

One of the most notable of draftees was Simon of Cyrene whom the Roman soldiers drafted to help Christ carry the cross.

Children have more need of models than of critics.

The surest and quickest way to do something is to do it!

Will Marvels Never Cease?



★ Marie Lauck

One of the great wonders of our day is the Miraculous Crucifix of Limpias in Spain. Since March 30, 1919, this crucifix up above the high altar in the parish church of the little town has been the object of a veneration and the center of a faith that has brought hundreds of thousands of devout pilgrims from all parts of Spain to witness the extraordinary phenomena that God has designed to manifest in this artistic wooden crucifix, and to receive the graces lavished at the time of so singular an event.

As this article is not to treat primarily of the Crucifix of Limpias, I wish merely to remind you that the cross is famous not only for having miraculously caused the ocean to recede when carried into the water in the middle of the eighteenth century but for the countless signs and wonders done on the agonizing corpus itself. Thousands and thousands have witnessed and given testimony to the phenomena, many of the witnesses being of a skeptical mind when they came to see, even scoffing at the reported miracles they saw for themselves. The figure of Christ is sometimes seen to move His grief-filled eyes, to turn His thorn-crowned head in various directions, to open and close His parched and burning lips. The expression on the countenance is said to change in a manner that moves one to tears turning from the ordinary color to purple, then to ashengray and the pallor of death. Cold perspiration covers the body. Bright red blood oozes from the wounds, especially from beneath the crown of thorns, and trickles down upon the face, shoulders, and breast. The parted lips show the mouth filled with foam and blood, and at times a fresh stream gushes forth from the sacred wound of His side. Sinners are converted and persons afflicted with incurable diseases are suddenly healed in the presence of this prodigy.

On June 25, during a High Mass at the altar of the Crucifix, hundreds in the church saw a spark of life flash over the face, and bloody sweat drip from the afflicted countenance. The effect on the throng was stupendous. Upon scoffers the face looks with stern justice; upon the faithful it smiles. Sometimes the face appears illuminated; at other times in direst agony. Countless written testimonials have been signed by doctors and medical students as well as others, and the daily press of Spain has carried so many accounts of the marvel that were it in any sense a deception, it would long ago have been uncovered.

We in America are wont to look abroad and regard these extraordinary manifestations as something remote. Either they took place centuries ago, or they

THE WORLD NEEDS PRIESTS

Only a short while ago the Holy Father made another call for more priestly vocations, for more labourers to enter into our Lord's vineyard. More recently Cardinal Villeneuve of Quebec issued a request for special prayers for this same purpose. The Bishop of Cambrai, in France, has already set aside one day in the year to be known as Priests' Day. Struck by the dwindling number of his clergy, due to the losses of war and other causes, this zealous prelate has conceived the idea of uniting all the forces of his people in a grand attack to win many new vocations. Prayer, Sermons, Expositions of the Blessed Sacrament, special Masses, all form a part of the plan of campaign.

It is well known that many of our boys early express a desire to serve in the sanctuary for life. The germs of such priestly vocations unfold frequently in the midst of budding youth. However, as time goes on, the cares and pleasures, the attractions and allurements of the world get in their stifling work. One by one the majority of these youthful aspirations are crushed, and the number who eventually reach the altar is comparatively small.

"Many are called" but only a few exert sufficient will-power to co-operate with the graces offered. No man is forced into the priesthood; at the same time many a one, who apparently possesses all the requisite qualifications, is led astray either by indifference on the part of those who should care or by the counter-action of the world and the flesh.

occurred in some unheard of hamlet in a distant land. But what would you say if I were to tell you that right here in America we have a crucifix that bleeds, that bled in 1942, and in no more remote spot than Chicago, Illinois? Yet that is exactly what I am telling you.

The crucifix of which I speak is not as large as that of Limpias nor as old. It is, in fact, only about eighteen inches high. It is one of several hand-carved by Ferdinand Stuflesser, Jr., of Ortisei, Italy. The material is peachwood. The crucifix was sent to this country five years ago and has been either in a Chicago rectory or church ever since that time. The present priest owner of the crucifix has seen it bleed about a dozen times though it is evident that the bleeding has taken place much oftener, at times when no one was near to see it. That can be told or deduced from the blood clots which form and discolor the wounds. There was no appearance of blood on the crucifix when it was acquired and none of the others purchased at the same time have been so blessed. Informed of the bleeding the carver came from Italy and was amazed at the sight.

The bleeding is in the wounds in the hands, feet, and in the right side. The corpus has never bled from the crown of thorns. Sometimes it bleeds from the mouth. The bleeding is not always from all places at once. Usually it bleeds only from two or three wounds, or only from the side and mouth. One eyewitness who held and handled the crucifix describes the discoloration as being "like that caused by blood, and around each wound, and at the left corner of the mouth are little 'running' brown lumps, such as would be formed by blood that clotted." The face of the corpus bears an expression of intense agony.

While the crucifix has never been publicized and certainly no occasion has been created to capitalize on it either by fame or publicity, thousands of persons have seen it. However, of this number probably not more than forty or fifty have seen it bleed.

As yet the archdiocesan authorities have made no official statement about the matter, and for that reason the name of the church and the pastor are withheld in this article. No doubt there is some purpose in so rare a spectacle, and when that purpose can be achieved the Church in her local Ordinary will direct the faithful to this object of wonderment.

It is not my province to interpret this striking phenomenon. But in humble and sincere faith I can say that if ever the world needed such a grace it is today. Other writers have pointed to the fact that "The War is the Passion," that the Mystical Body of Christ is now going through the same bitter agony that 1900 years ago the real Christ underwent. I am grateful that God has designed to manifest His power and His love and His divine ingenuity in this day of materialism and rationalism, not only in stricken Spain, but also in our beloved America.

———o———

More money is spent for chewing gum than for books — its' easier to exercise the chin than the mind.

LONELY ROAD

It's little more than a cowpath—
That lonely road through the trees,
But it leads to a happy fireside
Fanned by an evergreen breeze.

Snowslides may block it each winter—
Cloudbursts may wash and mar;
But to someone it's still a treasure
As it winds up the valley afar.

Each road in the world leads somewhere—
To a home that is hallowed with love;
However forlorn and shabby,
It's watched by the Father above.

There's contentment beyond the highways—
Far past the pavement's end;
There's happiness where the heart is—
It's often around the next bend.

—HENRY H. GRAHAM.

? THE QUESTION BOX ?

Could you tell me how many Popes have been canonized, and who was the last Pope to be canonized?

Eighty-three Popes have received the title of Saint; some the title of Blessed. The last one to be added to the catalogue of saints was Pope Pius V who reigned from 1566 to 1572.

Can a Catholic girl marrying a non-Catholic receive the nuptial blessing and have her wedding ring blessed? Also does the officiating priest wear cassock and surplice?

When a priest witnesses a mixed marriage he does not bless the ring, nor may he impart the nuptial blessing. He may wear his ordinary house dress, i.e., the cassock, but does not wear the surplice. A mixed marriage will always require a special dispensation.

Do blessed articles lose their blessing after some time?

Blessed articles do not lose their blessing by lapse of time. Only a substantial alteration or destruction will cause the article to lose the blessing.

Is the Holy Father infallible when he canonizes a saint?

It is generally held by Catholic theologians that the Pope is infallible—i.e., he cannot err—when he declares a certain person to be a saint. The infallibility attaches itself to the declaration of sainthood and not necessarily to the various arguments and historical proofs advanced to prove sanctity. It should be remembered however that these arguments and proofs are given the most careful study and examination.

What is the difference between the ceremonies performed at a mixed marriage and at the marriage of two Catholics?

Well, in both instances the parties are married. There is however a notable difference in the two ceremonies. The Church very reluctantly grants a dispensation for marriage between a Catholic and a non-Catholic. She allows the priest to assist at such a marriage, but demands that all the solemn rites of a Catholic marriage shall be omitted. The ceremony is not performed in the church; or if so, only with the special permission of the bishop. The priest does not wear his sacred vestments. He does not bless the married couple with the so-called nuptial blessing, nor is the ring blessed. As a general rule, at a Catholic marriage there is not only the marriage ceremony itself but the nuptial Mass which gives the very special blessing and sanction of the Church.

I would like to know just what connection there is between the Old Testament and the New Testament, or between the Old Law and the New Law.

The Old Law was the foreshadowing and the preparation for the New Law. The old dispensation was characterized by figures and types, the realities of which came with Jesus Christ. The true religion of those days was that of the Jews, but it was to be replaced by the more perfect religion of the New Law. Since the Old was a preparation for the New, one may say that in a sense the Catholic religion as the New Law is a continuation of the true religion which existed before the coming of Christ. So we reverence the sacred writings of the Old Testament as we do the books of the New Testament, for through the inspired writers they both had God as their chief author.

Why is it that the Catholic Church is so often persecuted?

There are many and various reasons, but His Church is being persecuted for the same reasons that Christ was persecuted in His time. Christ told His Apostles. "If the world hates you, know that it has hated Me before you. If you were of the world, the world would love what is its own. But because you are not of the world, but I have chosen you out of the world, therefore the world hates you. Remember the word that I have spoken to you: No servant is greater than his master. If they have persecuted Me, they will persecute you also" (John 15: 18-20). Persecution then is an unmistakable sign of divine approval upon our Catholic faith.

In my reading about ecclesiastical penalties I have come across the expression "ipso facto." How is that to be understood?

This expression comes from the Latin and has the meaning "by that very fact." The phrase is used to indicate that a certain consequence automatically follows a certain action, provided there is full knowledge of the crime and its penalty, and full consent. This is the case with many excommunications. These are often better known as censures.

Are soldiers and sailors allowed to eat meat on Friday?

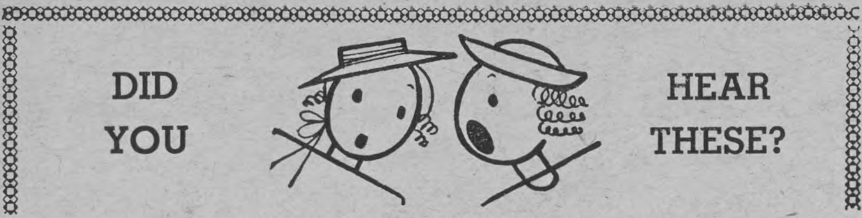
According to special regulations from the Holy See, those in the armed forces are dispensed from the law of fast and abstinence on all days of the year except the vigil of Christmas, Ash Wednesday, Good Friday, and Holy Saturday until noon. Thus they are permitted to eat meat on the regular Fridays.

Why in the administration of the sacrament of baptism does the priest touch the ears and the nostrils of the child with spittle?

The priest touches both ears and the nostrils with spittle in imitation of our Lord Who cured the deaf and dumb man in this manner. Touching the ears, the priest says, "Be opened"; then for the nostrils, "In the odor of sweetness." This ceremony shows that our ears must be ever opened to hear the word of God and that our lives must give forth an odor of sweetness, that is, be virtuous.

What is the meaning of the genuflection of priest and people during the Creed at the words: "And He became incarnate by the Holy Ghost of the Virgin Mary and was made man?"

A genuflection is made at these words to manifest our deep reverence for the sublime mystery of the incarnation and to acknowledge by this external act of homage our great appreciation of God's goodness in becoming man for our salvation.



YOU SAID IT!

The famous detective arrived on the scene.

"Heavens," he said, "this is more serious than I thought — the window's broken on both sides."

Who Couldn't

The college president was lecturing an unruly student.

President: "I am told you have a barrel of beer in your room."

Stude: "Doctor's orders, sir; he said if I drank a lot of beer I'd get my strength back."

Pres.: "H'm — and did you?"

Stude: "Absolutely. When that barrel came in, I could hardly move it, and now I can roll it all around the room."

Doctor, Doctor!

"I presume when your son went to college he was inoculated with the love of learning?"

"Yes, but it didn't take."

Husband: "Don't make any more of these biscuits, dear."

Better-Half: "Why not?"

Husband: "You're too light for such heavy work."

Dorothy, daughter of a tire salesman, had seen a set of triplets for the first time in her short life.

"Oh, Mother," she said on returning home, "what do you guess I saw today? A lady that had some twins with a spare!"

Clerk, to the manager: "I have received a letter this morning from a firm asking for a reference for that man, Johnson, who used to work here."

Manager: "Tell them that he is a rogue and a thief and that everything he knows he learned from us!"

"Patrick," said the priest, "the widow Maloney tells me you have stolen and eaten one of her finest pigs. Is that so?"

"Yes, yer reverence."

"Oh, Patrick, Patrick, when you are brought face to face with the widow and her pig on Judgment Day, what account will you give?"

"The pig would be there, yer reverence?"

"To be sure it will."

"Well, then, Father, I'll say: 'Mrs. Maloney, there's yer pig!' "

Cold Cream

Mother: " Mabel, did you go down to the drugstore for the cold cream?"

Mabel: "Yes, Mother."

Mother: "Well, where is it?"

Mabel: "I ate it, of course."

Mother: "Ate it? Why, child, what kind did you get?"

Mabel: "Chocolate ice cream; it was the coldest they had."

A tourist stopped in front of a little country store, dumbfounded at the sight of an enormous display of salt piled high on the premises. Stack after stack. Boxes, barrels, bags. Tons of salt, inside the store and out.

"Ye gods, man, you must sell a lot of salt," exclaimed the tourist.

"No, I don't sell so much," replied the storekeeper, "but you shoulda seen the guy that came here last week. He could really sell salt."

An Irishman stopped before a grave in a cemetery containing the tombstone declaring: "Here lies a lawyer and an honest man."

"An' who'd ever think," murmured he, "there'd be room for two men in that little grave?"

Mother—"You were a very tidy boy not to throw your orange peel on the floor of the bus. Where did you put it?"

Johnny—"In the pocket of the man next to me."

The Priestly Burse . . .

"To help a poor boy become a Priest and Missionary is more pleasing to God than building a beautiful church or donating an altar of fine marble."

- A BURSE makes it possible for a poor student for the priesthood to receive the necessary instruction.

- A BURSE is a permanent support and investment, one that will always redound to the generosity of the donators.

- GIVE towards this Priestly Burse and perform a fine act of Christian Charity! Gain for yourself a remembrance in countless Masses of Oblate Priests who must needs remember those who in their charity made it possible for them to become Ambassadors of Christ!

Previously acknowledged	$185.50
Anonymous, Good Soil, Sask.	1.00
Hermann J. Arthofer, Abbey, Sask.	5.00
A Friend, La Fleche, Sask.	5.00
Haag, Michael, Macklin, Sask.	5.00
Anonymous, Cudworth, Sask.	5.00
Ursuline Sisters, Vibank, Sask.	10.00
Total	$216.50

Please address your contribution towards the education of a priest to:

The Director of the Missionary
Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press — 924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.